

.G.
5



ULB Düsseldorf



+4160 991 01



" VON DER
KÖNIGIN LUISE "

J. Scheuren fec.

Lithografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf.

W. Vollmer lit.

51/01260

Stätten der Erinnerung

an die

Königin Luise

im Rahmen mündlicher Ueberlieferungen.

Aufgezeichnet

von

Caspar Scheuren und Elise Polko.

Düsseldorf.

Verlag von L. Baumann & Comp.
1878.

D. Sp. S. 1615

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

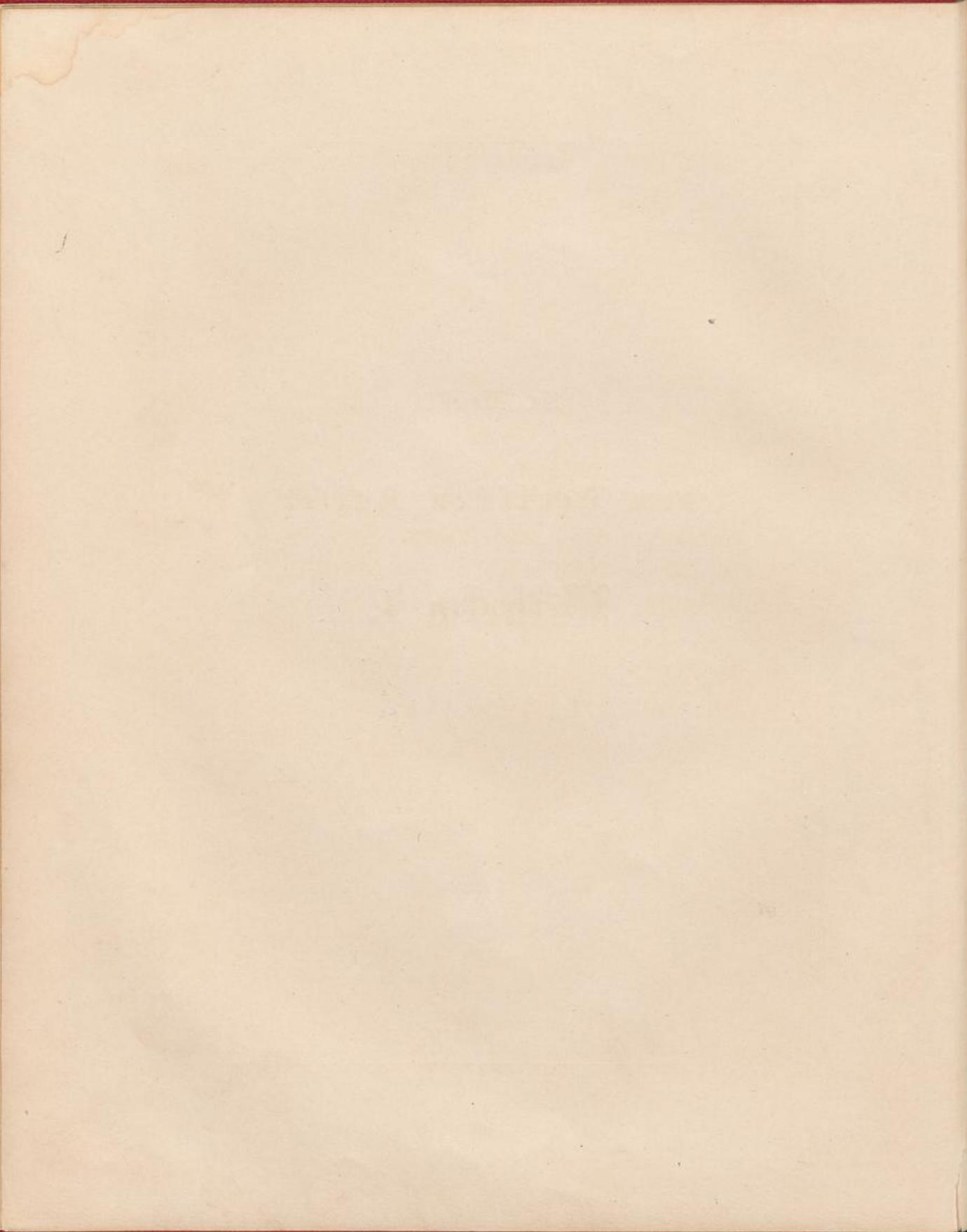
15.9.166

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Sr. Majestät
dem Deutschen Kaiser
Wilhelm I.

ehrfurchtsvoll

gewidmet.



Vorwort.

Künstlerhände zeichneten die bedeutungsvollsten Erinnerungsklätten aus dem Leben der Königin Luise, und Frauenhände umwandeln sie mit den leichten Ranken mündlicher Ueberlieferungen aus der irdischen Pilgerfahrt der Verklärten. Neben dem reichen Blumen- und Lorbeer-schmuck der Biographien einer Frau von Berg, eines Bischof Eylert und Ewald, den Aufzeichnungen einer Gräfin Voss und Anderer, möchten eben diese Ranken, als schlichter Kranz, nur das Bild jener Unvergesslichen umziehen, deren Lebensmotto das Herzenswort gewesen:

„Die Kinder sind meine Welt.“

Erstes Blatt.

Veilchen.

„Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten?“

Altes Lied.



ine der interessantesten Reliquien aus dem Nachlaß unserer Großmutter väterlicher Seite war für mich vor Jahren ein altes, schmales, blau eingebundenes Notenbuch, (Luisenblau wurde die Farbe genannt,) auf dessen vergelbtem Titelblatt irgend welche, längst in Staub zerfallene Hand, offenbar mit mehr Mühe als Geschick einen Strauß von getrockneten Blumen und Blättern geheftet hatte. Das Buch enthielt laut Aufschrift sechs Lieblingslieder der Königin Luise von Preußen. Die Noten waren mit großer Sorgfalt abgeschrieben, und über jedem einzelnen Liede fand sich irgend welche Blume oder irgend welches Blatt aus jenem Strauße wieder. — Meine Großmutter war eine jener Gestalten, wie sie schon damals selten waren und immer seltener werden auf der Erde, — eine geistvolle Schwärmerin, unbefangen wie ein Kind, graziös und heiter wie eine schöne Frau, die in allen Stadien ihres Lebens bewundert und geliebt wurde, und warmherzig wie ein Weib das solche Bewunderung und Liebe verdiente. Sie war

es eben, die da behauptete, jedem Menschenkinde sei nicht nur sein Schutzengel beigegeben, sondern auch seine besondere Blume, die durch irgend welchen geheimnißvollen Zusammenhang seinem innersten Wesen verwandt sei, deren Anblick und Duft ihm Trost und Freude bringe, und die es deshalb lieben müsse, vor allen andern, so lange es lebe. Von ihren Lippen vernahm ich denn auch zuerst den Namen der Königin Luise. —

Bei der Erinnerung an dies blaue Buch, über dessen zerfallende Blätter sich die verschiedensten Kinderköpfe so oft neugierig neigten, weht es noch heute wie süße Duftwellen zu mir hin, und alte, längst verschollene Melodien summen dazu in mein Ohr. Und wie Blumen und Töne ja eine wunderfame Kata Morgana heraufzubeschwören vermögen, so auch hier: aus jenem alten Notenbuch wird allmählich ein lebendiges Bilderbuch. Jene dürrn Blätter und Blüthen und kleinen verblaßten Notenköpfe erzählen in ihrer stummen und doch so beredten Sprache von den vergessenen Gärten, wo sie einst dufteten und welkten, und wo jene Lieder vielleicht zuerst ertönten, die man die „Lieblinge der Königin“ nannte.

Ueber dem ersten jener Lieder des Luiseblauen Buches war ein Beilchen aufgeheftet und darunter standen die Worte:

„Prinzengarten in Hannover.“

In dem Palais an der Leinenstraße in Hannover wurde am 10. März 1776 Morgens 7 Uhr, die dritte Tochter des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Strelitz geboren, damaligen Gouverneurs von Hannover; aber die ersten Frühlingslüfte umwehten die Kinderstirn der kleinen Luise in dem Garten des sogenannten Prinzenhauses, auf der alten Bastei. Am Taufstage der jungen Prinzessin: „Mensis Martio 25,“ trugen, so erzählt man, alle Pathinnen Beilchensträuße, die man dort gepflückt, denn es war ein sehr zeitiger außergewöhnlich milder Frühling. Die Liste zeigte hohe Namen, vor Allem die Großfürstin von Rußland und die Prinzess Royal von England, aber von all den auswärtigen Fürstlichkeiten war doch nur eine Einzige zur Taufe im Palais zu Hannover erschienen, die anmuthige jugend-



Lithografische Kunstanstalt v. L. Baumann & C^o, Düsseldorf.

liche Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane von Hessen-Darmstadt. Für die Andern standen als Vertreterinnen am Taufstisch, laut amtlicher Urkunde, eine Geheime Rätbin von Bremern, eine Oberkammerherrin von Löwen, die Gemahlin des Premierministers von Münchhausen und eine Frau von Polenz. Ein dichter Beilchenfranz umgab das Taufbecken und die alte Wärterin hatte dem Täufling heimlich ein paar Beilchen unter das Köpfchen geschoben, damit die kleine Luise später alle Herzen gewinne, wie der Ammenkatechismus jenen Kindern prophezeit, auf deren Taufkissen Beilchen lagen. —

Die junge Prinzessin von Darmstadt saß später noch lange in dem Schlafzimmer der Herzogin im leisen Geplauder mit der glücklichen Mutter, und dann und wann hob eine zarte Frauenhand den Wiegenvorhang, um das schlummernde Kind mit zärtlichen Blicken zu betrachten. — „Gott gebe, daß sie glücklich wird, deine kleine Luise, glücklich wie du!“ sagte die Prinzessin.

„Gott gebe ihr einst einen so guten edlen Herrn, dann wird sie es sicher sein!“ antwortete die Herzogin mit strahlenden Augen. — — Keine von Beiden hätte ahnen können, daß die junge Prinzessin bestimmt war, wenige Jahre später auf kurze Zeit Mutterstelle zu vertreten an den Kindern der geliebten Schwester, um nach kaum einjähriger glücklicher Ehe ihr in das Grab zu folgen. —

Sehr bald schickte man das Neugeborene mit der Wärterin und den Geschwistern an den schönen warmen Frühlingstagen, die nun heraufzogen, in den Prinzengarten.

O wie schattig und einsam er war! — An dem alten Stadtwall zog er sich hinauf bis zum sogenannten Prinzenhause, das aus dichtem Gebüsch und Blumenterrassen verstoßen hervorslugte, wie ein neckisches Kind, das Verstecken spielen möchte. Das herrschaftliche Lusthaus selber wurde eigentlich nach seinem Erbauer, einem General von Weyßen, vom Volksmund nur die Weyßenlaube genannt. Viele mehr oder minder berühmte Einwohner hatte es schon beherbergt, die Füßchen der wunderschönen Gräfin Charmouth waren über diese Schwelle getrippelt und der Degen des tapfern Feldmarschall Spörken hatte sie gestreift, wenn er eilig mit klirrenden Sporen hier aus

und ein ging. — Später ließ Georg V. es abbrechen, als der alte Wall der Vergrößerung der Stadt zum Opfer fiel, aber die Weyfenlaube wurde im Welfengarten wieder aufgebaut, wo sie noch heute steht, ein lebendiges Erinnerungzeichen an die erste Kindheit der Königin Luise.

Unter den alten Bäumen des Prinzengartens nun ging die Wärterin mit dem Kinde auf und nieder, die Bäume blühten, die Vögel flogen ab und zu und bauten ihre Nester, — die Nachtigallen sangen und die älteren Schwestern der kleinen Luise, Charlotte und Mathilde, liefen auf den breiten Wegen umher, mit hellen, fliegenden Locken, in schlichten Kleidern, voll Jubel und Kinderfreude und warfen das in Spitzen und Decken eingehüllte Jüngste mit den ersten Frühlingsblumen. Wie oft mußte auch die freundliche Alte stehen bleiben und sich bücken, um von kleinen, unruhigen Kinderhändchen den Schleier ein wenig lüften zu lassen — die Mädchen wollten ja immer und immer wieder das Schwesterchen sehn!

Unter der Musik des silbernen Lachens der Schwestern hat in jenem Garten die kleine Luise ihre ersten, wankenden Schritte gewagt — und im nächsten Frühling da griffen ihre eigenen Händchen schon nach den Veilchen und sie jauchzte beim Anblick der blauen Blumen. Der alte Wall dort war von jeher berühmt durch seine Veilchen — da mußte wol ihr magischer Duft in die Kinderseele wehen: — Alles schimmerte blau im ersten Frühlingssonnenschein. Dort im Garten war ihr wol auch das erste Lied jenes Liederbuches der Großmutter vorgesungen worden — vielleicht von der Stimme irgend einer heitern jüngeren Hüterin:

„Frau Nachtigall, ich hör' dich singen,
Das Herz im Leib möcht' mir zerspringen,
Komm nur bald und sag' mir wol, —
Wie ich mich verhalten soll.“

— Es war dies eine lustige Volksweise, die damals in Palaß und Hütte mit Vorliebe gesungen wurde. —

In dem alten Garten der Bastei spielten die prinzlischen Kinder ihre fröhlichsten Spiele, mit ihnen die kleine Luise, und auf einer Bank Hand in Hand, unter der alten schattigen Linde, die dort noch viele Jahre stand,

sahen Vater und Mutter zu, und die süße Stimme der nachmaligen fürstlichen Sängerin Charlotte versuchte hier ihre ersten Töne. Später, als der einzige Bruder, der Abgott der Schwestern, der kleine Georg schon geboren war, und die Kinderschaar frisch und gesund heranwuchs, da nahmen Vater und Mutter das lustige Völkchen zuweilen mit in den großen Park von Herrenhausen, mit seinen mächtigen Beeten, düstern Laubgängen und Taxishecken. Die alten Bäume wüßten wol Manches zu erzählen von dem lieblichen Geplauder der prinzlichen Kinder. Aber so unbefangen glücklich wie in dem engen, alten Garten waren sie dort doch nicht, — für den Park wurden sie ganz besonders zierlich angezogen, mußten sich bei den Händen fassen und fein artig und sittsam, hübsch bedächtig einhergehen zwischen den Hecken und Beeten, denn gar viele vornehme schön geschmückte Leute, Männer, Frauen und Kinder, begegneten ihnen dort. Da blieb man gar oft stehen und mußte irgend welche Antwort geben mit zierlichem Knix, wenn man gefragt wurde von den Bekannten des Hauses. Wie oft hätten die Kinder wol gern irgend eine „Nachtigall“ angerufen um sie zu bitten:

„Komm nur bald und sag' mir wol,
Wie ich mich verhalten soll.“

Und eben deshalb waren und blieben jene stolzen Wege ein fremder Boden für die jungen Prinzessinnen wie für den kleinen Prinzen. Der liebe, veilchenbesäete Rasen des lustigen Spielplatzes am schlichten Prinzenhause blieb ihre eigentliche Welt, ihr sonniger Märchengarten, an dessen süßen Frieden die Königin Luise gewiß später unzählige Male zurückgedacht hat. In den wenigen alten Bildern, die noch von ihm existiren, sieht das Prinzenhaus in Hannover so klein und bescheiden aus — und wie viel innern Reichthum und wie viel Herzensglück beschattete doch sein Dach! Jener tiefe, veilchenhafte Sinn für das echte stille „Wol“ im Hause bereitet, für die heiligen Freuden des Familienlebens, in ihrer Jüngigkeit und Wärme, wurden in der späteren Königin, unbewußt, wie man den Duft des Frühlings athmet und die Segnungen des Sonnenlichts empfängt, sicher in jenen glücklichen Tagen erster Jugend, Angesichts der musterhaften Ehe ihrer Eltern, geweckt und genährt. Und eben dies reine Glück vernichtete die Hand des Todes-

engels, als die kleine Luise eben ihr sechstes Jahr vollendet, — das zärtlichste Mutterherz sollte aufhören zu schlagen. — Nach kurzer Krankheit schied die Herzogin von Mecklenburg-Strelitz für immer von ihrem Gatten und ihren Kindern. — Auf der Schwelle ihres Sterbezimmers saß, dicht an einander gedrängt, jene kleine, bange Schaar die sie mit so schwerem Herzen zurückließ, mit gefalteten Händchen, ohne Ahnung und Verständniß des schweren Verlustes, der sie treffen sollte. Sie hörten nur den Vater beten und weinen, — die treuen Frauen schluchzen, die Aerzte kommen und gehen, — und schauten mit großen, thränenvollen Augen fragend und angstvoll darein als man ihnen endlich schmerzbewegt sagte: „die Mutter ging zum lieben Gott!“ —

Als der düstere und herzzerreißende Pomp des Todes in all seinem Umfange vorüber war, da hatten sich den mütterlosen Kindern aber zwei Arme geöffnet, da fanden sie sich an einem warmen, edlen Frauenherzen wieder, — da schlang die kleine Luise zärtlich ihre Arme um den Hals ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt. — Der Garten der Kindheit in Hannover aber schloß sich nun für alle Zeiten zu, — jener sonnige Weidenwall, jenes kleine Prinzenhaus, in dessen engen Räumen eine glückliche Mutter so oft mit ihren Kindern gespielt. Die ersten schmerzlichen Kinderthränen flossen bei diesem Scheiden, — ein anderer Garten öffnet nun sein altes ephenumspinnenes Thor: die Landgräfin von Hessen verließ mit ihren jüngsten Enkelinnen Hannover, um sich auf kurze Zeit nach Darmstadt und dann in ihr „Paradies“ zu begeben:

Schloß Broich bei Mülheim an der Ruhr.

Aber ganze Körbchen voll Weiden nahm die kleine Luise beim Scheiden mit. —



Schloss Broich

In einem Thal bei
armen Hirten."

Litografische Kunstanstalt v.L. Baumann & Co. Düsseldorf

Zweites Blatt.

Im Schlosse Broich.

Motto:

„In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirren,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.“ — —

Schiller.

m anmuthigen Ruhrthale, der kleinen industriellen Stadt Mülheim gegenüber, liegt auf einem Hügel-Vorsprung das ephenumrankte, uralte Bild eines Dornröschen-Verstecks, die ehemalige Bergische Unterherrschaft, Schloß Broich, die unter manchem Wechsel der Erbfolge im Jahre 1766 an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt gekommen war. In den Chroniken steht das Schloß als eines der bedeutungsvollsten Alterthümer jener Gegend verzeichnet, es erhob sich schon im Jahre 800 nach Christo dort, fest und trotzig, eine gute Wehr gegen allerlei Raublustige, die zu Wasser und zu Lande heranzogen und war ein stummer ernster Zeuge von gar mancherlei Gräueln. Seinen wunderlichen Thurm umflattern die Nebelschleier der Sage, allerlei dunkle Thaten sollen hier geschehen sein, den Ahnensaal des Schloffes Broich durchrauscht um Mitternacht Schwertergeklirr, und weiße Gestalten irren mit leisen, schmerzlichen Klagetönen in

den düstern Gängen auf und ab. — Die Einrichtung der Gemächer gehörte längst verschollenen Zeiten an, und auch der Garten war im veralteten französischen Geschmack des Roccoco angelegt aber reich mit Blumen geschmückt und in Terrassenform, mit dem lieblichsten Blick in die Landschaft. Als kaum zwölfjähriges Mädchen betrat die junge Prinzessin Luise an der Seite ihrer Großmutter in Begleitung ihrer jüngeren Schwester Friederike und ihrer sanften, warmherzigen Erzieherin, Fräulein von Wolzogen, dies kleine „Paradies“ der Frau Landgräfin. — Leichte Mädchenfüße eilten nun durch die verödeten Räume, fröhliche junge Stimmen wurden laut, über die alten verwitterten Gesichter der Beamten und Dienerschaften des Schlosses flog Etwas wie Frühlingsluft und Sonnenschein, und Kindergestalten aller Art, im sonntäglichen Putz, Blumen in den Händen, drängten sich über die Schwelle zum Willkommen der Herrin und ihrer Enkelinnen. In dem kleinen Hofhalt entwickelte sich von Stund an jener althergebrachte Pomp des hohen Ranges, den zur Schau zu tragen damals eben selbst in der tiefsten Einsamkeit ganz unerlässlich schien. — Die schwerfällige, gewaltige Kutsche raffelte, zur Freude und zum Stolz der Mülheimer, nun täglich donnernd durch das alte Thor, die kleinen Böller brummten bei jeder Abfahrt und athemlos rannten die reich gekleideten Läufer mit ihren Federbüscheln und großen silbernen Stäben neben den vier Kappen her. Hinter den mit goldenen Stäben eingefassten Scheiben des Wagens erschien das edle Gesicht und die stattliche Gestalt der Landgräfin, sie grüßte mit jener stolzen Würde, die ihr eigen war, — neben ihr saß die Erzieherin ihrer Enkelinnen. — Auf dem Rücksitz hatten die jungen Prinzessinnen ihren Platz, wahre Rosenknospchen, einfach gekleidet, lieblich und fröhlich dareinschauend, nickend und lachend. Diese Ausfahrten, die oft Stundenlang währten, machten ihnen zwar anfangs Freude, noch mehr das Winken und Jubeln der Kinder am Wege, aber der dabei entwickelte Prunk bedrückte sie doch auch wieder und besonders ängstigte sich Luise um die athemlosen Läufer, die so selten ausruhen durften. An dem Einen von ihnen nahm sie ein ganz besonderes Interesse, war er doch der Vater Hamnchens, ihrer Lieblingsgespielin, die sich auf Befehl der Landgräfin mit andern kleinen Mädchen täglich zu be-

stimmten Stunden im Schlosse einfand. Sein Gesicht blieb immer so blaß, während doch das Antlitz seines Gefährten im dunkeln Purpur glänzte und in Schweiß gebadet erschien, und er athmete so keuchend und schwer. Und Luise wendete immer unwillkürlich das Köpfchen ab, während Friederike vor Vergnügen in die Hände klatschte, wenn der Wind in die Federbüsche der Läufer fuhr und die rothen Bänder an den Schultern hoch in die Lüfte flatterten und die Schellen an den Händen und Füßen so lustig klangen. — Eines Tages aber klagte Hammen, das mutterlose Kind, in seiner Angst der jungen Prinzessin, mit Thränen, daß der Vater jetzt immer so todtmatt und müde sei und daß ihn die Brustschmerzen und daß der Arzt gesagt: er werde krank werden, wenn er nicht still liege und sich einmal ein paar Wochen lang pflege.

„Aber warum thut er das nicht gleich?“ fragte Luise voll Eifer und Mitleid.

„Weil er Laufer der Frau Landgräfin ist und sonst die schönen Kleider ausziehen müßte und wir kein Geld mehr hätten und nichts zu essen,“ antwortete die Kleine.

— Eine Weile hat da wol das heitere, behütete Kind des Glücks tief nachdenken müssen über die Rede des Kindes der Armuth, solche Fragen und Sorgen hatte dies Köpfchen wol noch nie verarbeitet, aber zwei große, blaue, wunderschöne Mädchenaugen füllten sich allmählich mit Thränen. —

„Sei ruhig Hammen, dein Vater soll keine Schmerzen mehr leiden,“ flüsterte sie leise ihrem Liebling zu.

— Und an demselben Abend vor dem Schlafengehen, da kniete Luise neben dem Sessel der geliebten Großmutter nieder und erzählte schluchzend die traurige Geschichte von dem kranken todtmüden Laufer, dem Vater Hammens.

„O Großmamma,“ bat sie, „du mußt ihm helfen, sonst stirbt er. Du kannst ja selber nicht mit Lust und Freuden in deinem schönen Wagen ausfahren, wenn du weißt, daß neben dir ein armer Mann läuft, dem die Brust so weh thut und der keinen Athem mehr hat. Du hast auch gewiß nicht gemeint, grade so wie ich, daß solch ein Mann in den schönen

Kleidern mit den lustigen Schellen an den Füßen müde und krank sein könne. Und das arme Hännchen würde ja ganz allein sein, wenn der Vater stirbe, sie hat keine Mutter mehr und keine gute, zärtliche Großmutter wie ich. Bitte, bitte hilf ihr, liebe Großmamma, mich selber sticht's tief in der Brust, wenn ich den Armen laufen sehe!" —

Da streichelte die Landgräfin zärtlich die glühenden, thränenfeuchten Wangen ihrer Enkelin und sagte nur: „geh zu Bett, Luise, ich werde mit dem Doktor reden. Gute Nacht mein Kind, ich danke dir, daß du mir das Alles sagtest.“ — —

— Mit wie leichtem Herzen hat wol an jenem Abend Luise ihr kindliches Abendgebet gesprochen, sie kannte das Herz der Großmutter und wußte, dem Armen wurde geholfen. —

Und alle alten Leute in und um Mühlheim, denen ihre Väter und Mütter jemals von der Prinzessin Luise erzählten, wie sie als fröhliches Mädchen in dem alten Schloße Broich wie ein Dornröschen in tiefer Einsamkeit Jahre lang gelebt, die wissen auch, daß nur auf die Bitten und Thränen der jungen, weichherzigen Enkelin, die Landgräfin jene letzten Spuren mittelalterlicher Herrschergewalt, die Lauser verschwinden ließ. Zum größten Erstaunen der Mühlheimer so wie der Beamten und Bediensteten des Schlosses, fuhr plötzlich die hohe Frau ohne Lauser fortan spazieren. Die schöngeschmückten Gequälten verschwanden spurlos für immer und wurden zu anderen Diensten verwandt. Der verabschiedete Vater Hännchens aber stand noch Jahre lang in strammer Haltung hinter dem Stuhle der Prinzessin Luise zu ihrer persönlichen Bedienung so hatte es die Landgräfin bestimmt, und wie wol sein und seines Kindes Herz der gütigen Fürbitterin dankten, die seine Ketten gelöst, das vermöchten Worte nicht zu schildern. —

An den Epheuranken des Schlosses Broich hängt diese Sage und noch viele andere. Sie alle klettern hinauf in den alten Thurm und erzählen es dort den Winden, sie schlingen sich um die alten Bäume, in deren Schatten einst eine holde Mädchengestalt ahnungsvoll dem Leben entgegenträumte. Hier las Luise voll Entzücken die ersten Gellert'schen Gedichte, — und lernte ihren Paul Gerhardt auswendig. — In Schloß Broich übernahm die kluge

und treue Schweizerin Fräulein Gelioux aus Colombier, am Neuenburger See, den größten Theil des Unterrichts und der Erziehung der jungen Prinzessinnen, denn die französische Sprache war als Umgangssprache damals unerlässlich. Mit ihr besuchten sie die Hütten der Armen und Kranken, traten in die schlichten Wohnungen ihrer Gespielinnen und kosteten neugierig mit wirklichen Holzlöffeln die saure Milch aus braunen irdenen Schaalen und vertauschten nur zu gern die feinen Schloßbrödchen und kleinen Kuchen mit dem ländlichen Brode und selbstbereiteten Käse oder nahmen mit Freuden vorlieb mit einem Gericht Kartoffeln in der Schaale und einem Stückchen Häring. — Und welch ein Vergnügen war es doch, sich auf die harten Holzbänke zu setzen und einmal mit den zierlichen Füßchen in ein paar Holzschuhe zu schlüpfen und eine Weile darin zu gehen! Es war das Vorspiel zu jenem spätern Vergnügen des Wasserpumpens am Brunnen im Hofe der Frau Nath Goethe in Frankfurt! — Diese und ähnliche rein kindlichen Genüsse standen auf der Liste der Jugendfreuden der Prinzessinnen im Schlosse Broich. — Luise kannte jedes Kind mit seinem Namen und mit ihnen Allen zu spielen und zu tanzen an jenen Sonntagen, wo sich die von der Landgräfin bestimmten Kinder im Schlosse versammeln durften, war ihre größte Seligkeit. — Alle jene schuldlosen Zerstreuungen erlitten aber eine plötzliche Unterbrechung durch eine schwere Scharlachepidemie, die durch ihre Heftigkeit Stadt und Umgegend in Schrecken setzte. Mit unendlicher Sorge hütete nun die Landgräfin die geliebten Enkelinnen und versuchte sie abzuschließen von Morgen bis zum Abend, als eine der jungen Gefährtinnen der Prinzessinnen nach der andern verschwand und die frischen Grabhügel auf dem kleinen Friedhofe sich immer dichter aneinander drängten. Und doch, trotz aller Ueberwachung, war es der Prinzessin Luise gelungen ihren erkrankten Liebling, das Kind des ehemaligen Laufers, täglich zu sehen — um ihr Blumen zu bringen und Trost zuzusprechen. Fräulein Gelioux selbst war es, die ihre Pflegebefohlene suchend, welche sie vertieft in ihre Zeichnungen verlassen, am Fenster des grünumrankten, kleinen Gartenhauses am Ende des Schloßgartens sitzen sah, wie sie der Kranken mit dem Ausdruck eines Engels der Barmherzigkeit ein Märchen aus einem alten Lieblingsbuche

Hannchens vorlas. — Auf die Thränen und Vorwürfe ihrer entsetzten Erzieherin hatte Luise nur die zärtlich furchtlose Antwort: „der liebe Gott wird mich nicht krank werden lassen, ich wollte ja etwas Gutes! Das arme Hannchen hat keine Mutter mehr, mußte ich da nicht zu ihr gehen?!“ —

Die geliebte Gespielin genas und auch die Prinzessinnen blieben verschont — der Würgengel zog vorüber. —

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle hielt aber doch der alte Arzt eine Luftveränderung für die Landgräfin und ihre Enkelinnen wünschenswerth und so traten sie denn Alle in Begleitung von Fräulein Gelioux eine kurze Reise nach Straßburg an, um eine Welt von reichen Erinnerungen in ihr Paradies heimzubringen. Vor Allem aber hatte auf Luizens Herz jenes ernste Wunder frommen deutschen Glaubens einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, das Münster. — Während die Großmutter mit der jüngsten Enkelin in dem Schiff des Domes zurückblieb, kletterte Luise die steilen Treppen des Thurmes hinauf; zagend nur folgte die treue Gefährtin. — Das junge Mädchen flog aber so eilig und erwartungsvoll hinan, daß die Gelioux sie ihre kleine Thurnschwabe nannte, und halb voll Sorge, halb voll Freude nach den blauen, flatternden Bändern griff, die das blonde, üppige Haar zusammenfaßten, um sie daran zurückzuhalten. Und welches Entzücken der reinen empfänglichen Mädchenseele bei dem Blick in den weiten Wasgau und hinab auf das Gewirr der Stadt — Alles in der Vergoldung eines herbstlichen Sonnenscheins. „Wie schön, wie schön!“ wiederholte sie immer und immer wieder und die trunkenen Blicke irrten in die unabsehbare Ferne, über den breiten Strom — über die Fülle der Gärten, Wiesen Felder und Wälder. — Das Gesicht des alten Führers strahlte bei den Ausbrüchen dieses jugendlichen Entzückens, dieses glückseligen reizenden Mädchengesichts. — Noch weitere 400 Stufen bis zur Krone waren zu ersteigen und Luise flog wiederum voraus. — Aber die Kräfte der guten Schweizerin waren erschöpft, zudem überfiel sie plötzlich eine qualvolle Angst. Das kostbare Kleinod war doch ihren Händen anvertraut. Wie wenn der Prinzessin hier oben etwas geschähe — wenn sie strauchelte, wenn ein Schwindel sie erfaßte?! — Alle ihre Glieder zitter-

ten, die Knien wankten ihr, sie setzte sich auf eine Treppenstufe — die Füße versagten. „Ich kann nicht weiter, Sie fliegen wirklich wie eine Thurnschwalbe, Prinzessin! Mich aber ergreift der Schwindel, es wäre mein Tod, wenn ich höher stiege! Verzeihung für meine Schwäche!“ —

Einen Moment flogen da wol die blauen Mädchenaugen voll Sehnsucht nach der Spitze des Thurmes, die sie nimmer erreichen sollte, — — vielleicht schwellte ein einziger Seufzer der Sehnsucht und Entfagung die junge Brust, dann aber stieg Luise eben so eilig hinab, als kurz zuvor hinauf, umschlang die treue, todtblasse Freundin, streichelte sie zärtlich und flüsterte ihr scherzend in's Ohr: „ich will mit dem Aufsteigen in den Himmel doch warten, bis Sie mit können, liebe Gelieur.“ —

Wie oft im Schlosse Broich und später hat die Erzieherin der Prinzessinnen diese kleine Geschichte von der Thurnschwalbe erzählt und endlich mit welchen heißen Thränen Jahre nachher, als ihre geliebte Königin längst zum Himmel aufgestiegen war! — — Damals kehrte die Landgräfin mit ihren Entelinnen erfrischt und gestärkt von dieser Straßburger Reise in ihr „Paradies“ zurück, und mit erneutem Eifer wurden die Lehrstunden wieder aufgenommen. —

Der Hauch tiefer Religiosität durchwehte das Leben der Frauen im stillen Schlosse und eben da wurde der goldene Grund zu jener echten, warmen Frömmigkeit gelegt, die das Herz weich und zugleich demüthig macht, und die in den späteren Leidenstagen die Stütze und der Trost der Frau und Königin werden sollte. Gewissenhaft führte damals Luise ihre Hefte: „Religionsfragen und Antworten, angefangen am 7. April 1789.“ Und wie bedeutungsvoll erscheint der gedruckte Vers auf der ersten Seite jener Bibel, die damals so oft auf Luizens Knien lag:

„Die Zukunft — wird sie schrecklich sein?
Mein Alter — wird es mich erfreu'n? — —
Wie werd' ich in den künft'gen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen? — —
Doch meine Seele sorge nicht,
Der Herr bleibt deine Zuversicht.“

Und durch eben diese gedruckten Zeilen schrieb die zarte Mädchenhand am Confirmationstage folgende Worte nieder:

„C'est aujourd'hui le jour mémorable de ma vie, le jour de ma confirmation. Dieu veuille me donner la force de remplir toutes les promesses que je lui ai fait, lui qui est le témoin de mes serments.“ —

Zwischen den sehr sorgfältigen, religiösen und wissenschaftlichen Unterricht der Prinzessinnen in Broich schob man auch die ersten Musikstunden. Jener Epheu am Thurm sah den würdigen alten Herrn Cantor mit sorgfältig gepudelter Perrücke im Schlosse ein- und ausgehen, — und belauschte wol auch manch' falsches Tönchen. Später spielten aber die kleinen Hände Luizens sehr häufig die kleinen, leichten Gavotten, Sarabanden und Currenden des Meisters Bach und seiner Söhne, während die schalkhafte leichtherzige Prinzessin Friederike auf den Fußspitzen sich wiegend und ihr Kleid schürzend den Versuch vorzog danach zu tanzen, mit der Miene einer kleinen, steifen Marquise. — Und dann haben die alten Bäume des Gartens an manchen Sommerabenden, wenn die Fenster des Schlosses weit offen standen, wol eine süße, junge Mädchenstimme gehört, die allerlei kunstlose Weisen sang, wie sie damals zu den sehr gefühlvollen Texten von Felix Weiße, Spazier und Anderer in Musik gesetzt wurden:

„Schön sind Rosen und Jasmin,
Wenn sie noch in Lenzen
Unbewußt am Strauche blüh'n
Und im Thau glänzen.“ —

In dem blauen Liederbuche meiner Großmutter stand eben diese Weise mit unter jenen Lieblingsliedern der Königin verzeichnet. — Ob sie es im Schlosse Broich zuerst gesungen, wer kann es sagen? Hier im „Paradiese“ der Landgräfin, unter den Bäumen des alten Gartens und in der Umgebung von Mülheim entstanden jene Zeichenhefte mit den verschiedenen Baumstudien, die in dem Erinnerungs-Museum der Hohenzollern im Schlosse Monbijou bei Berlin aufbewahrt werden.

Von einer reizenden Episode aus dem Leben auf Schloß Broich weiß auch der alte Epheu zu erzählen. Die jungen Prinzessinnen pflückten sich eines Tages lange Ranken von ihm, zum Schmuck ihrer großen Sommerhüte, für eine Fahrt im offenen Wagen nach der Lipper Haide. Ein Zug Zietzen'scher Husaren sollte auf dem Wege nach Holland jene Gegend passiren

und die Landgräfin war von ihren Enkelinnen bestürmt worden, sie ihnen zu zeigen und so fuhr man im schönsten Frühlingswetter dorthin. Und es war in der That ein prächtiger Anblick an jenem Tage, jene stattliche Kriegerschaar im Paradeanzug mit aufgesteckten Federbüschen, die an dem fürstlichen Wagen, der als solcher bekannt war, mit den üblichen militärischen Huldigungen vorbeidefilirte. Ein weitschallendes, fröhliches Hurrah ertönte beim Anblick der reizenden Mädchenrosen im Wagen. Und die Prinzessin Luise war es eben, die in plötzlicher, seltamer Erregung sich erhob — die Epheuranke vom beschattenden Sommerhute nahm und sie den Vorüberziehenden zuwarf. Der stattliche General von Rohr hat sie aufgefangen und viele, viele Jahre lang sollen die welken, schlichten Epheublätter vom alten Schlosse zu Broich als Familienreliquie von Hand zu Hand gegangen sein. —

Das Herz der Königin Luise bewahrte der schlichten Stätte ihrer Jugend auch auf dem Throne die treueste, dankbarste Erinnerung. Bittere Thränen weinte sie beim Scheiden von jenem Friedensasyl, als man sie während der Unruhe des ausbrechenden französischen Revolutionskrieges 1792 nach Hildburghausen, zu ihrer älteren Schwester Charlotte, der Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen brachte. Sie wurde fast krank vor Heimweh nach dem Garten des ephenumrankten Schloßes. Wie oft wol, wenn die Zauberstimme der jungen Herzogin das weite Gemach des Schloßes mit ihrem Glanz erfüllte, saß Luise in irgend einer Fenster- nische, dachte an den fernen alten Thurm, an das stille Mädchenzimmer im Schlosse zu Broich, die bewegten, Thränen-überströmten Gesichter beim Abschiede — — und die schönen Mädchenaugen schimmerten feucht. —

Im März 1793 holte die Großmutter sie endlich ab, um nach einer größeren Reise nach Hannover, Kassel, Frankfurt und Darmstadt, den Sommer wiederum in dem lieben „Paradiese“ zu verleben. — — Aber ein anderes „Paradies“ auf eben dieser Reise zu finden war dem Mädchenherzen bestimmt: das Herz des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. —

Später — im Jahr 1799 — aber — da begegnete Luise zum ersten Mal wieder, als glückstrahlende junge Frau und Königin, ihrer Jugendgespielin Hannchen, aus dem alten Schlosse Broich.

An einem herrlichen Herbsttage in Frankfurt war es, da wogte es hin und her, auf und nieder auf dem Plage vor dem Palais Taxis, wo damals das junge Königspaar wohnte. Jeder wollte die junge, schöne Landesmutter sehen, von deren Grazie und holdseliger Lieblichkeit man so viel zu erzählen wußte. Am Fuße der großen Treppe, mitten unter der drängenden, stoßenden Menge, da steht auch eine bescheidene jugendliche Frauengestalt in schlichter Kleidung und wartet geduldig, nur ihre großen dunklen Augen sind voll unsagbarer Spannung auf die geschlossene Pforte gerichtet. — Und endlich öffnet sie sich langsam. Den Lippen jener jungen Frau entflieht ein Freudenschrei. — Er ging unter in dem Jubelruf von Unzähligen. Sie sieht und fühlt, es ist noch ganz jene holdselige Luise vom Schloß Broich, die da am Arme ihres Oheims heraustritt — dieselbe bezaubernde Schönheit, dieselbe jungfräuliche Grazie, dieselbe erröthende Lieblichkeit. O wie das Herz jener schlichten Bürgersfrau hoch auf klopft vor Freude, und wie sie sich unwillkürlich einen Schritt vorwagt, während ihr doch die Thränen aus den Augen stürzen. Langsam schreitet der Fuß Luisens die Stufen hinab — die blauen Augen irren fast schüchtern über die bewegte Menge. — Da plötzlich verklärt sich das Rosengesicht, wie eine reizende Landschaft beim Sonnenschein, die Königin bleibt stehn, neigt sich vorwärts und ihre Hand von dem Arme ihres Führers lösend streckte sie mit dem frohen Ausruf: „da ist ja unser Hannchen!“ sie der Jugendgefährtin entgegen. —

Der ganze stolze Zug mußte nun halten, um jener jungen Bürgersfrau willen, deren hübsches Gesicht bald roth, bald bleich erschien, und deren Thränen auf die Hand der Königin fielen.

„Komm heut Abend zu mir, dann plaudern wir von unserm lieben Broich,“ flüsterte Luise und wandte sich zögernd, um weiter zu gehen. „Du weißt doch noch Alles?“ — —

Jetzt ist von diesem Jugendparadies der Königin Luise nur noch der alte Thurm unverändert geblieben. Fest und stolz wickelt er sich in seinen grünen Epheumantel, als wolle er sagen: „ich weiß doch mehr von der Unvergeßlichen als ihr Alle!“ —



Beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seiner Jugend Traum begrüßt.



Lithografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf.

Drittes Blatt.

Das Schloss zu Petershagen.

Motto:

„Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt.“

An der Weser unweit der alten Stadt und Feste Minden, lauert ein kleines Städtchen, Petershagen, und über ihm steht seine Wächterin, die ehemalige Raubburg, die ein Herzog von Braunschweig im dreizehnten Jahrhundert erbaute. Einen gar bösen Ruf hatte vor Zeiten das jetzt so bescheiden dareinschauende Schloßchen, denn mancher reiche Kaufherr, der arglos mit seinen beladenen Schiffen den Fluß hinauf oder hinab segelte und mancher besiegte Feind, der in die Hände der Raubritter fiel, mußten ein gewaltiges Lösegeld herbeischaffen oder ihr Leben lassen in jenen schauerlichen Gefängnissen, die tief in der Erde lagen. Einen großen Reifigenstall hatte man aufgebaut; und ein noch größerer Weinkeller, über dessen Eingangsthor ein zierliches Römerglas in sauberer Steinarbeit zu sehen war, verrieth jene verlockende Schatzkammer, in der man gewaltige Vorräthe flüssigen Goldes aufbewahrte. Das Thor des Schlosses selber ist reich mit Steinhauerverzierungen geschmückt und eine kunstvoll gewundene steinerne Wendeltreppe führte in das Innere des alten Baues. Im Hofe stehen uralte Mäster und Linden

schützend um eine kleine verfallene Kapelle mit Spitzbogenfenster. Schlinggewächse haben sie mit grünen Schleiern fest zugehängen, als ob Niemand die Entweihung sehen solle da drinnen, den zerstörten Altar und jene eingesenkte Schwelle, über welche einst der Mädchenfuß der Königin Luise geschritten. Recht zusammengeflickt von den verschiedensten Baumeistern wurde im Laufe der Zeit das alte Schloß an der Weser, es mußte sich wol viel gefallen lassen, seit die Burg nach dem westfälischen Frieden an das Kurhaus Brandenburg gelangt, bis auf die heutige Zeit, wo das Amtsgericht seine staubigen Akten dort einquartierte. Aber immer stand wol jene mächtige Linde da und sah auf alle die verschiedenen Menschenkinder herab und ließ ihre Blüthen auf ihre Wege fallen, die man jetzt mit Ketten umschlang um sie zu halten und zu stützen, wie denn auch jene Lindenlaube im Garten gestützt werden mußte, deren Blätterdach im Sommer so dicht war, daß die Sonnenstrahlen sich kaum durchzuwinden vermochten. — Und man meint, die üppigen wilden Rosen, der Ephen und die kräftige Jungfernrebe müßten schon in jenen Zeiten an den dicken Mauern hinaufgeklettert sein, als es galt, die gelehrten Chorherrn zu belauschen als sie noch auf der breiten Terrasse des Schloffes hin und herwandelten in tiefem Gespräch. Jenes verwitterte Relief der Himmelskönigin in einer Steinnische, hat wol mit dem Blick des Erbarmens seit Jahrhunderten hinabgeschaut auf alle die verschiedenen ruhelosen Gäste, die über die Schwelle dieses alten Baues geschritten. Und es waren gar hohe, mächtige darunter. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, mit seiner Gemahlin Luise Henriette, verweilte einst mit großem glänzenden Gefolge in dem Schlosse an der Weser, um dort die Huldigung entgegen zu nehmen und die Stände ihres früheren Unterthaneneides zu entbinden. Da hat es denn in dem Hofe und Reifigenstall gewimmelt von reichgekleideten Dienern, prächtig aufgeschirrten Rossen und schlanken, großen Hunden, da flogen zierliche Bagen die steinerne Wendeltreppe hinauf und herunter und oben auf der freien Galerie standen schöne Frauen und blickten nieder auf das Getümmel, — oder sie saßen plaudernd und scherzend auf der Terrasse des Gartens, wo sich das weite flache Land vor ihnen ausbreitete, Wiesen, Wald und das schimmernde

Silberband des Flusses. — Zu solchen Zeiten der ausgedehntesten Gastfreiheit des alten Schlosses schwand in der Schatzkammer des Kellers das flüssige Gold freilich in erschreckendster Weise. Im Jahre 1654 hielt die geniale Tochter Gustav Adolfs von Schweden hier eine kurze Raft, die Königin Christine. Auf dem Wege nach Rom, in Männerkleidung, nur von wenigen Getreuen begleitet, soll sie hier, der Sage nach, mit einem hochgelehrten, frommen Bischof eine längere Zwiesprach gehalten haben in Bezug auf ihren damals beabsichtigten Uebertritt zur katholischen Kirche. Man bezeichnet noch das Fenster, wo sie oft saß, in alten lateinischen Büchern blättern, — in demselben großen Zimmer hing auch, als ich es sah, noch jener uralte Stich eines Bildes von Guercino, die heilige Catharina im Evangelium lesend, vor ihr auf dem Tische Purpurmantel und Krone, der auch auf die Königin von Schweden herabgeschaut. — Die junge liebevolle Prinzessin von Oranien kam eigens in jenen Tagen in das alte Schloß, in diese Einsamkeit, um der hohen Freundin mit Thränen zuzureden, dem evangelischen Glauben treu zu bleiben. — — Sie bat vergebens. —

Und in demselben Jahre wurde, dem Schlosse gegenüber, eine junge und schöne Hexe verbrannt, die einem der jungen Chorherrn Seele und Sinne dermaßen verwirrt, daß er ihretwillen zur schmählischen Flucht bereit war. Zur Strafe dieses Verfalls zwang man ihn in seiner Zelle der Hinrichtung der Geliebten zuzuschauen, — — als aber die Flammen über der schönen Gestalt auf dem Scheiterhaufen zusammenschlugen, da stürzte er todt zu Boden. — —

In Folge dieser dunkeln Begebenheit verlegten, so erzählen alte Bücher, die Bischöfe und Chorherrn ihren geistlichen Hofhalt nach Minden.

Gestalten anderer Art belebten nach ihrem Auszug die Räume und den Garten des alten Weserschlosses. Ein Günstling des Kurfürsten schlug dort seine Residenz auf, der Saal, in dessen Fensternischen die Königin Christine in schweren Kämpfen geseßen, füllte sich im Laufe der Jahre mit den Ahnenbildern eines lebensfrohen und schönen Geschlechts, kühnblickenden Männern und reizenden Frauen, bis denn auch dieser kraftvolle Stamm allmählich verdorrte und im siebenjährigen Kriege das letzte edle Reis den frischen, fröhlichen

Reitertod starb. Da wurde dann das Schloß von Petershagen wieder Eigenthum der Krone. — Auf eben diesem dunkeln historischen Grunde nun erhebt sich leuchtend die Gestalt der jungen Prinzessin Luise. Die Landgräfin von Hessen erscheint mit ihren Enkelinnen zum überraschenden Besuch bei einem befreundeten Pfarrer, so berichtet man, nur für wenige Tage in Petershagen, auf der bedeutungsvollen Reise nach Frankfurt am Main, im Sommer des Jahres 1793. — Und zu einer lustigen Zeit waren sie gerade herübergekommen, denn es war eben Jahrmarkt, und am nächsten Sonntag sollte ein großer Honoratiorenball im Schlosse abgehalten werden, zu dem auch die Herren Offiziere der Festung Minden eingeladen waren. Die rührige Frau des Amtmanns, der in den unteren Räumen des alten Schlosses hauste, hatte deshalb begreiflicher Weise mit ihren Mägden alle Hände voll zu thun, und ihre sonst so sauber gehaltenen beiden kleinen Kinder liefen in Folge dessen mit zerdrückten Kleidchen und wirren Haaren herum, denn die Mutter hatte beim besten Willen keine Zeit sich, wie sonst, um sie zu kümmern und da spielten sie nach Herzenslust im Gartensande. Der Besuch des Herrn Pfarrers mit drei Damen, die das Schloß besuchen wollten, kam der Frau Amtmann deshalb auch gewaltig ungelegen. Freilich schwand der Anmuth beim Anblick der „bildhübschen, einfachen jungen Dinger,“ wie sie sich ausdrückte, gar bald, die achtlos neben den Scheuereimern und angefangenen Laubguirlanden Trepp auf, Trepp ab, Thür ein, Thür aus hüpfen, — lustig untereinander flüsterten und lachten, wie zwitschernde Vögel und doch dazwischen auch wieder mit dem regsten Interesse den Erklärungen des Herrn Pfarrers lauschten. Die größere von Beiden gewann aber mit Sturm das Herz der Mutter als sie beim Weggehen, an den beiden Kindern vorüberstreichend, sich bückte und das kleinste der Mädchen aufhob und zärtlich küßte. „Und es hatte doch weder ein reines Gesichtchen, noch ein reines Schürzchen,“ wie die Frau Amtmann später so oft versicherte, „und griff gar mit den schmutzigen Fäustchen in ihr goldiges Haar.“ —

Der Schreck der guten Frau war nicht gering, als sie durch den Herrn Pfarrer am Ausgange in raschem Flüsterton erfuhr, wen sie da herumgehen gesehen. Freilich angemerkt hatte sie's doch den Damen gleich, daß sie

etwas Besonderes sein müßten, meinte sie doch nun nachträglich — — man konnte sie nicht täuschen in solchen Dingen, so schlau man es auch anzustellen versuchte, betheuerte sie allen ihren Freundinnen, die die Schilderung dieser wunderbaren Begebenheit anhören mußten. Hätte sie nur die Kinder vorher gewaschen und ihnen reine Schürzen vorgebunden und hätte sie selber nur die Ärmel niedergestreift und einen Knirz gemacht! Das Alles hat sie bis zur letzten Stunde sich zum Vorwurf gemacht.

— Das alte Schloß mit seinen Erinnerungen und die rosenumspinnene Gartenterrasse mit ihrem weiten „Lug ins Land“ hatte besonders die Prinzessin Luise auf das Lebhafteste interessirt, das Köpfschen der jüngeren Schwester dagegen war mit der Aussicht auf einen Ball angefüllt. „Großmama, werden wir hingehen und dort einmal tanzen?!“ flüsterte sie, sich zärtlich an den Arm der Landgräfin hängend. Auch Luizens holdseliges Antlitz wandte sich in diesem Moment mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung zu ihr hin. „Habt ihr denn weiße Schuhe?“ lautete die Gegen- und Etiquettenfrage. „Nein, nur schwarze!“ tönte es seufzend zurück.

„In schwarzen Schuhen geht man nicht auf den ersten Ball: wenn ihr sie euch selber überziehen wollt, so werde ich euch ein Stück weißen Atlas dazu schenken und wir wollen hingehen,“ sagte nun die Landgräfin.

Die Augen der jüngsten Enkelin füllten sich mit Thränen: — — „ach dann muß ich zurückbleiben, das kann ich nicht!“ flüsterte sie.

„Aber ich will's versuchen für dich und mich,“ rief Luise fröhlich. „Heut Abend, wenn wir vom Jahrmarkt kommen, fange ich gleich an!“ Prinzessin Friederike fiel der Schwester um den Hals. Mit welcher Freude ging man nun auf den Jahrmarkt.

Ueber diesem bunten Gewühl dort und über all den wunderlichen Trachten und gar über all den merkwürdigen Prophezeihungen, die Jeder empfing, der sie hören wollte, vor all den bunten Bildern und Zauberspiegeln konnte man wol ein paar Ballschuhe auf einige Stunden vergessen. Die westfälische Bauertracht in ihrer Eigenart war den Prinzessinnen neu, und interessirte sie lebhaft. Bis auf die heutige Stunde tragen die hübschen, stattlichen blonden Frauen jene prachtvollen purpurrothen Wollröcke, die

kurzen, schwarzen Mieder mit steifem Brustlaß, mächtige Ketten von dicken Bernsteinperlen, je größer die Kugeln, desto reicher die Familie, — breite Halskrausen und fleidsame schwarze Häubchen mit nadelspitzer, tief in die Stirn gehender Schnebbe und eingeseßtem buntem Deckel, die breiten schwarzen Seidenbänder, unter dem Kinn zur Schleiße verschlungen. Die Männer dagegen trugen den Humor in das Bild, in ihren langen, weißen Leinenröcken mit rother Wolle in den Vordertheilen gefüttert, deren Taille hinten unmittelbar unter den Schulterknochen mit zwei dicken Knöpfen abschließt und deren Hauptzierde eine Doppelreihe glänzender Knöpfe bildet. — Dazu trugen sie und tragen bis zur Stunde noch breitkrämpige Filzhüte oder Pelzmützen, trotz aller Sonnengluth. — Die Mädchen hielten Blumensträuße in den Händen und die „Bursche“ eine Rose im Knopfloch oder einen grünen Zweig auf der Mütze. — Und dazu, über den Häuptern all dieser frohen Menschen die blaue Pracht eines wolkenlosen Sommerhimmels, das tiefe Grün der Wiesen und Bäume, das Gewirr der Stimmen, die Klänge der Musik vom Tanzzelt herüber, — Alles zusammengenommen machte den heitersten Eindruck auf die jugendlichen Mädchenherzen. — Die von reizender Fröhlichkeit durchleuchteten Gesichter der Prinzessinnen gewannen wiederum alle Herzen. Die später so vielgerühmte Schönheit der unverwelklichen Rose Preußens war damals noch der Knospe einer Moosrose zu vergleichen. Die nachher so herrliche Gestalt erschien zu jener Zeit elfenhaft zart und schlank, das so regelmäßig geschnittene Antlitz, wie es unter einem gewaltigen, breitkrämpigen Strohhute, den die damalige fürsorgliche Mode „baute“, sichtbar wurde, soll von wahrhaft engelhafter Lieblichkeit gewesen sein. Alle aber, Alt und Jung, in Dorf und Stadt waren und blieben, wo sie sich eben zeigte, im Bann ihrer tiefblauen, schwärmerischen Augen. Es gibt eine alte poetische Sage von dem Gnaden-Geschenk der Trostaugen, die Jedem, den sie anschauen, das verlorene Gefühl des Glücks und Friedens wiederzubringen vermögen — die Augen der Königin Luise lassen, nach allen Ueberlieferungen, diese Sage wieder auferstehen. — Der kindlich, gütvolle Blick, das glückselige Lächeln hat denn damals auf dem lustigen Jahrmarkt zu Petershagen wol auch einen hübschen, kecken Bauernburschen zu der im reinsten Dialekt

ausgesprochenen Frage ermutigt: „Frölen, werlt Ze nicht auch als wörpeln?“

— Niemand kannte ja die Fremden, die mit dem hochangesehenen „Herrn Pastor“ kamen, und sie standen so eben neben einer der Würfelbuden. Die braune, derbe Männerhand reichte der Prinzessin Luise den Würfelbecher hin. „Ze freigt doch gewiß den besten Mann im ganzen Lande,“ fügte er hinzu.

Ein süßes Roth flog über die Mädchenwangen — und ein halb fragender, halb bittender Blick aus den Augen Luizens zur Großmutter.

Die Landgräfin nickte freundlich und legte ein Goldstück auf den Tisch. Der Becher wurde nun kräftig von der jungen Prinzessin geschüttelt: die Würfel rollten über den Tisch. —

„Bei Gott, Ze freigt ja ein liebhaftigen König!“ rief die alte Frau, die Besitzerin des Zauberbeckers erschreckt, und schob der schönen, jungen Fremden den höchsten Gewinn, eine Karte hin, worauf eine riesenhafte Männergestalt in einem Hermelinmantel, mit Krone, Scepter und Reichsapfel, in unglaublicher Farbenpracht dargestellt war.

„Du kannst zufrieden sein, Luise,“ lachte die Landgräfin, und die Prinzessin ließ vergnügt den künftigen Gemahl in den Strickbeutel gleiten.

„Ich will aber auch würfeln,“ sagte jetzt die jüngere Schwester lebhaft.

Diesmal brachten die Zauberwürfel, unter lebhaften Acclamationen der Alten, einen sternbesäeten Prinzen mit blauem Gesicht, grünen Haaren und feuerrothen Händen, der jubelnd empfangen und sorgsam aufbewahrt wurde. Nachher zog man noch zusammen auf den Wiesentanzplatz, wo sich unter dem Zelt nach den Klängen verstimmter Geigen und Flöten die Paare, trotz der Unebenheit des Bodens gar lustig drehten, und eine kleine Weile tanzten die Prinzessinnen sogar lustig mit. —

Bis vor wenigen Jahren lebte noch ein alter Colonatsbesitzer in der Gegend von Petershagen, der hat jene heitere Mähr von der Prinzessin Luise am Würfeltisch und ihrem Tanz im Zelt seinen Kindern und Enkeln unzählige Male mit Stolz erzählt. —

Und am Abend dieses Tages, da hätte Jeder, der vorüber ging, in dem grünumrankten Stübchen des unteren Stocks im Pfarrhause, die künftige

Königin sitzen sehen können, beim Schein zweier bescheidenen Kerzen, das blonde Köpfchen tief über ein paar niedliche Schuhe geneigt, die die eifrigen, geschickten Mädchenhände so eben mit weißem Atlas kunstgerecht überzogen. Auf dem Tische standen noch die anderen, die desselben Unschuldskleides harften, und die reizende Friederike war beschäftigt Nadeln einzufädeln und nebenbei — die Schwester zu bewundern, die ihr eben jetzt mit glücklichem Lächeln den ersten vollendeten Schuh hinüberreichte. — Und jener erste Ball der Prinzessinnen im Schlosse zu Petershagen, auf dem eben diese Schuhe vertantz wurden, wie glänzend war er doch! — Leichtest und fröhlicher und unermüdlicher haben die kleinen Füße vielleicht nie wieder getantz, als in jenen selbst überzogenen weißen Schuhen. —

Wie Mancher von denen, die zu jenem Ballfest hinüberkamen, mag sich dieser holden Erscheinungen bis an's Ende seines Lebens erinnert haben, als die Verkörperung reinsten Jugendlust und Poesie. —

Aber noch eine, die Prinzessin Luise charakterisirende Sage knüpft sich an jenen Ball im Schlosse zu Petershagen. — Die beiden Kinder des Amtmanns waren aus dem Lärm und Gewirr des Festes in die stille Sicherheit der alten Kapelle gebracht worden, die mit Teppichen und Decken zu einem Schlafzimmer nothdürftig hergerichtet worden war. Die Mutter selber hatte am Vorabend des Festes der Prinzessin, als sie wieder in den Schloßgarten kam und die Kinder sich an ihre Hände hingen, dies Versteck triumphirend gezeigt. — — „Da werden sie Niemand im Wege sein,“ hatte sie gesagt.

„Wird da aber auch Jemand von Zeit zu Zeit nach ihnen sehen?“ fragte Luise.

„Wer eben kann, — aber sie liegen da sicher und gut,“ lautete die Antwort. —

Und da ist denn, in der großen Tanzpause, als Alles sich auf die erleuchtete Terrasse drängte und die reichgeschmückten Damen am Arme ihrer Cavaliere hin und her wandelten, umflossen von den Duftwellen der Rosen und Lindenblüthen, — die Prinzessin Luise unbemerkt hinüber in jene alte Kapelle geschlüpft. Wie aus weiter Ferne klang das Lied einer lustigen

Gruppe, die sich unter der Linde gelagert, zu ihr herüber: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt.“

In ihrem schlichten weißen Kleide und der frischen Rose im Haar, neigte sich nun die holde Mädchengestalt im matten Schimmer der kleinen Lampe über das Lager der kleinen, friedlichen Schläfer und schaute sie lange, lange an. Ganz leise küßte sie endlich das jüngste Kind mit den rothen, runden Bäckchen und den köstlichen Gliedern. Da schlug das Mädchen die Augen auf, schaute mit verklärtem, schlummertrunkenen Lächeln in jenes Antlitz, das über ihrem Bettchen hing und fragte: „Bist du das Christkindchen?“ — —

Und Jahre lang hat Niemand der Kleinen auszureden vermocht, daß sie das „Christkindchen“ gesehen. —

Im Jahre 1799 hat die kleine Stadt und das alte Schloß an der Weser bei Gelegenheit eines großen Manövers die Mädchenknospe Luise als vollerblühte Frauenrose, als Königin von Preußen wiedergesehen. Am Arme ihres Gemahls besuchte sie mit besflügelten Schritten alle jene Erinnerungspätzchen, und da hat sie ihm wol auch die heitere Geschichte von jener Jahrmärktsprophezeiung erzählt und von den weißen Schuhen für ihren ersten Ball. Die Kinder des Amtmanns aus dem Schlosse empfingen sie am Schloßthore und streuten ihr Blumen und sie umarmte die hübschen, herangewachsenen Mädchen zärtlich und erzählte ihnen, daß sie jetzt selber zwei kleine, liebe Kinder daheim habe, nach denen sie sich gar sehr sehne. —

Da schaute das kleinste 8jährige Mädchen lange ernsthaft in das wunderschöne Antlitz der Königin, dann aber sagte es: „grade so wie du sah mein Christkindchen aus!“ —

— Das erzählt man sich von Mund zu Mund bis auf den heutigen Tag in dem alten Schlosse an der Weser von der Königin Luise.

Viertes Blatt.

In Parez.

Motto:

„Schlafe mein Söhnchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelchen nun,
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Biendchen mehr summt.“

Am 15. Mai 1796 schrieb die Obersthofmeisterin Frau Gräfin Voß in ihr Tagebuch: „wir waren in Parez, um es anzusehen, ich war sehr enttäuscht, denn es ist nicht im Geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort selbst ist geradezu häßlich und nur der Garten etwas erträglich.“ — —

Und dieser bescheidene Landsitz, den der König Friedrich Wilhelm II. für seinen Sohn den Kronprinzen für 30,000 Thaler kaufte, hat das höchste Erdenglück der königlichen Frau und Mutter gesehn. Das ganze Besizthum ist jetzt nur noch ein unberührtes, heiliges „Andenken an die Abgeschiedenen,“ ein stiller, heiterer Friedhof entschwundener Freuden. Wie das schmucklose Besizthum eines schlichten Privatmannes erscheint das Palais von Parez mit dem ländlichen Park, aber jeder Fußbreit ist geweiht durch die Erscheinung unvergeßlicher „Abgeschiedener,“ und die uralten Pappeln, die schon



Litografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf

Jahrhunderte lang herabschauen auf jene Menschengeschlechter, die da kommen und gehen, sie rauschen allabendlich die schönsten Geschichten, die wie Märchen klingen und doch wahr sind und die alle beginnen: „es war einmal ein König und eine Königin.“ —

Die Gegend von Pareß bei Potsdam trägt einen einfach idyllischen Charakter, wie ein freundlicher Niederländer etwa, wie ein Everdingen, oder ein älterer Ruysdael: da sind grüne, sanfte Wiesen, auf denen Heerden weiden, da taucht ein freundliches Dorf auf, Gebüsch und Baumgruppen und das silberne Band des Flusses, weit ins Land hinein flatternd. — Der Garten mit seinen verschlungenen, schattigen Wegen und alten Bäumen bot und bietet die lieblichsten Fernsichten auf die Havel und weiter in das blühende Land hinein. Zahllose Singvögel nisteten in dem Park. „Hier aber genossen,“ wie der General Köckeritz so warm und schlicht über die Tage seines Aufenthalts in Pareß berichtet, „gute Menschen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur, — entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe, schöne Königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und -töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich fünf und fünfzig Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit und so auch desgleichen, von unserem gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Bopß. O wie waren wir Alle so glücklich!“ — — —

Dies Schlußwort des Vertrauten des Königs Friedrich Wilhelm III. könnte als Motto über der Thille von Pareß stehen:

„O wie waren wir Alle so glücklich!“

Und mit unseren geistigen Augen blicken wir in ein Zimmer, das zu eben jener Schilderung gehört. Wie einfach ist es ausgestattet nach unsern heutigen Begriffen von Komfort und Luxus! Ein kleines braunes Clavier steht in einer Ecke, daneben lehnt eine Guitarre, gegenüber ein eben so einfacher Schreibtisch mit einem schlichten Sessel davor. Eine niedere korinthische

Galerie umgibt dies Arbeitsplätzchen, in der Mitte ist ein verschließbarer Kasten zur Aufbewahrung von Briefen. — An dem einen Fenster sehen wir einen Stuhlrahmen, an dem andern einen Tisch mit Büchern, einen Fächer von Holz mit blauem Papier unterlegt und eine Vase mit Kornblumen, die während des Sommers nie im Zimmer der Königin fehlen durften, — — und neben diesem Tische eine große, grün umhangene Wiege auf einem seltsamen, schweren Mahagonigestell und einem Tritt, mittels dessen man im Stande ist das Korbgestell der Länge nach auf und ab zu bewegen. — — Lachend und jauchzend kriecht, läuft und stolpert ein Kind im Zimmer umher, — der kleine Kronprinz, und in den Kissen der Wiege liegt mit großen, fragenden Kinderaugen, der Jüngstgeborene jener glücklichsten Mutter, die hier schaltet und waltet. — —

„Ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau von Pareß,“ sagte die Königin Luise eines Tages einer fremden Fürstin, in eben jenem schlichten Zimmer, neben der Wiege ihres Kindes, mit ihrem sonnigsten Lächeln.

Jene Frau, die am Tage ihrer Krönung an die geliebte Großmutter schrieb: „Ich bin Königin, und was mich dabei am Meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen!“ —

sie wurde denn auch für Pareß der Engel von Jung und Alt — Groß und Klein. Aber wie damals in Broidch und im alten Weserschloß waren es doch immer die Kinder, die eigenen wie die fremden, die Herz und Augen der Königin Luise vorzugsweise beschäftigten, die sich an ihre Kleider hingen, in ihren Weg liefen, angezogen, wie die Schmetterlinge vom Licht, von der Güte und mütterlichen Güte ihres Wesens. Und unter der fernem, süßen Musik verschiedenster Kinderstimmen da las die Königin in Pareß auch ihre deutschen Dichter, vor Allem ihren Herder, — Schiller und die ersten Schöpfungen Jean Paul's, — auch La Motte Fouqué's Zaubermärchen zogen unter den alten Bäumen des stillen Gartens wol zuerst an der Seele der Königin vorüber. „Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen,“ hatte sie gesagt: „man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte, aber es sind Träumereien — — und wenn man erwacht ist Alles anders.“ — —

Aber jenen „Träumereien“ hat sie dennoch nicht entsagt, so lange sie auf Erden weilte und jene Dichter, die ihr die geliebten „Ideale“ vorführten, blieben bis zum Ende ihres Lebens die liebsten Freunde der königlichen Frau.

Und das stille Pareß mit seinen zwanglosen Einrichtungen war ja wie geschaffen zu dem ungezwungenen innigen Verkehr mit ihnen. Dort gehörte sich die Königin selbst und ihren Kindern. — Weit ab lag die Königsstadt mit ihrem ruhelosen Treiben und Lärm, — — die Stille des lieblichsten Verstecks eines glücklichen Paares unterbrach nur das Rauschen der Bäume, das Zwitschern der Vögel, das Glockenspiel der Kinderstimmen und dann und wann auch wol eine süße Frauenstimme, die das schönste aller Lieder sang: ein Wiegenlied.

„Schlafe mein Söhnchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelchen nun.“ — —

Eben dies Lied stand in jenem blauen Liederbuche meiner Großmutter. —

Aber auch eine kleine Geschichte aus der Idille von Pareß ist es, die sich durch sie von Mund zu Mund fortpflanzte und die ich hier aufzeichnen möchte, — die Erzählung von dem ersten Wagen der königlichen Kinder. — —

Man brachte an einem schönen Sommertag aus Berlin den ersten Kinderwagen für die Königskinder nach Pareß, ein gelbes Schiff auf hohen Rädern und Federn, gelb lackirt und mit einem kleinen Kutschersitz und schwarzen Lederverdeck. — Das ganze Dorf lief zusammen um das Kunstwerk zu bewundern. Ein Duzend hübscher, lustiger Mädchen umringte den Wagen und ließ die Königin um Erlaubniß bitten ihn zur ersten Fahrt bekränzen zu dürfen. Diese Bitte wurde denn auch lächelnd gewährt — und im Nu war der ganze Wagen von Oben bis Unten mit Kornblumen bedeckt umwunden und ausgeschmückt, so daß man seine ursprüngliche Farbe kaum mehr sah. Im Triumph fuhr man ihn nun vor das Schloß, und eine Kinderschaar trottete lärmend neben ihm her. Der kleine Prinz Wilhelm schlug in die Hände vor Vergnügen bei dem Anblick des Wagens, der Kronprinz aber versuchte sofort auf den Bock zu klettern, und der kleine Karl, auf dem Arme seiner Mutter, die mit den Kindern heraustrat, streckte jubelnd die Arme aus. Die beiden Ältesten saßen denn auch im Nu auf

dem Bock, die Königin setzte den Kleinsten in den Wagen. — Aber da standen die andern fremden Kinder mit den runden, frischen Gesichtern und den verlangenden leuchtenden Augen, eines an das andre geklammert, wol auch den Finger in den Mund geschoben, staunend und voll heimlicher Sehnsucht. Da wandte sich die Königin und hob geschwind ein kleines, blondes Mädchen in den Wagen und setzte es zu dem kleinen Karl, ein anderes Kind ihm gegenüber, ein drittes und viertes dazu, so viel der Wagen eben nur fassen konnte, dann zog sie lachend die Deichsel an, — die Gouvernante der königlichen Kinder schob an der Rückseite, und fort rollte der Wagen in den Garten hinein mit seiner glückseligen Last. — Das war ein Jubel! Die Sonne strahlte nieder vom wolkenlosen Himmel, die Linden und Rosen blühten, die Schatten der Blätter tanzten auf den breiten kiesbestreuten Wegen. Tief senkten sich die Schwalben nieder mit ihrem hellen, frohen Ruf, als hätten sie selber ihre Freude an der Kinder- und Mutterlust, von allen Zweigen flatterte es singend und begleitend auf, — die Schmetterlinge taumelten herbei, — Alles wollte die lustige Ausfahrt sehen. — Eine Ablösung für die glückliche, lachende Mutter, in Gestalt des Königs selber, kam bald — aber die Königin ging in ihrem weißen Kleide und dem Kornblumenstrauß im Gürtel noch lange hinter dem Wagen her, der sich immer wieder, so lange noch Kinder da waren, eine neue Last aus dem Schloßhofe holte. — Sie erschien wie das Bild eines lächelnden Schutzengels und lauschte entzückt der Musik des so vielstimmigen Lachens und Jauchzens. — Das war die erste Ausfahrt der KönigsKinder in ihrer eignen, kornblumengeschmückten neuen Equipage im Garten von Parey. O wie oft haben wir uns diese Geschichte von der Großmutter erzählen lassen. — Wer von den damaligen Augenzeugen sie ihr mitgetheilt, ich weiß es nicht, — sie pflegte aber stets hinzuzusetzen: „das ist aber buchstäblich wahr!“ — Jetzt steht dieser stumme Zeuge von so viel lauter Kinderfeligkeit als Reliquie in dem Museum des Schlosses Monbijou.

Auch das Erntefest in Parey war im Grunde doch nur ein Kinderfest. Den Kindern galt die Hauptaufmerksamkeit der Königin, für ihre Freude, für ihr Vergnügen sorgte sie zunächst. Kuchen und Butterbrod, Milch und

Obst vertheilte sie mit eigenen Händen unter die kleine Schaar, und auch das heitere Sololustspiel von jenem Bauernknaben, dem der König eine Scheibe Ananas in den Mund schob und ihn fragte, wie es ihm schmecke, und der zur Antwort gab: „wie Wurst,“ spielt in Parez. —

In jedem Abend traten Vater und Mutter Hand in Hand an die Betten ihrer Kinder, vertieften sich voll Dank und Freude in den Anblick der kleinen Schläfer, und küßten sie leise zum Abschied und zur Gute-Nacht. Und beim Frühstück, da haben die Bäume vor den Fenstern zugeschaut, wie glückliche Kinder aus der blauen, vergoldeten Mundtasse der glücklichsten Mutter trinken durften. Und ein köstliches Versteck gab es auch noch für die Spielenden im Zimmer des Palais von Parez, — der Stickerahmen der Königin. Kleine Gestalten krochen darunter her, während sich das strahlende Antlitz der Mutter über die Arbeit neigte, und kleine, dicke Händchen zupften an den herabhängenden Fädchen. — Die Kinder der Königin Luise wuchsen alle in jener, von den zärtlichsten Mutteraugen bewachten goldenen Freiheit, in jenem köstlichen, ungebundenen Jugendgefühl auf, deren Aeußerungen später so oft die Gräfin Boß in ihrem Tagebuch zu dem Stoßseufzer veranlaßte: „die königlichen Kinder machten einen argen Lärm!“

— „Die Kinderwelt ist meine Welt,“ das war das Wort der Königin und sollte das heilige Motto jeder Mutter sein. „Die Kinderstube war ihre Welt im Kleinen,“ sagte Bischof Eglert von der Königin, „worüber sie die große vergessen konnte, und in jener glücklich, dachte sie an die Unruhen, die Leiden und Räthsel dieser nicht. Umgeben von ihren Kindern, voll zärtlicher Wachsamkeit über die Neugeborenen, war sie in ihrem naturgemäßen Element, in welchem sie lebte und webte.“ — —

In Parez fiel das Sonnenlicht in die erste Kinderstube der jungen Mutter — da hatte das Leben der Frau seine Vollendung gefunden. — Und wie für das Frauenherz alle Erinnerungen an das erste Geschenk irgend eines Glücks, sei es an ein erstes Liebeswort, einen ersten Kuß, den ersten Blick unseres Kindes, die süßesten sind und bleiben, so blieb wol auch Parez die theuerste Erinnerung der Königin Luise.

In dem Strauß der Erinnerungsblätter an die königliche Frau und

Mutter erscheint Parež als die Kornblume. Die Sommerluft und die Sommerwärme des höchsten Glücks eines harmonischen Frauenlebens durchweht dies bescheidene Eden: ein knospenhafte Weib wurde hier zur vollentfalteten Rose.

Und in welcher rührenden, echt weiblichen Weise die Königin Luise dies Glück empfand, beweist ein Ausspruch, den A. Ewald in seinem Buche: „Luise, Königin von Preußen,“ mittheilt. Das königliche Paar machte von Parež aus zuweilen Ausflüge zu Pferde auf die benachbarten Höhen. Bei einem dieser Spazierritte nun war es, als der König bemerkte, daß seine Gefährtin die Augen schloß, als sie ihr Pferd in Galopp gesetzt hatte. Er fragte besorgt, ob sie vielleicht eine Anwandlung von Furcht verspüre: „das nicht,“ lautete die Antwort, „aber wenn ich bei'm Galopp die Augen zudrücke, dann ist mir gerade, als schaukle ich in einer Wiege und ich träume mich in meine Kindheit zurück.“ — „Und an wen denkt dann das Kind?“ fragte der König weiter.

„An wen anders als — an meine unvergeßliche Mutter, der es leider nicht beschieden war, das Glück ihrer Luise an deiner Seite zu erleben!“ —

Im Frühling des Jahres 1810 besuchte die Königin mit dem König zum letzten Mal ihr geliebtes Parež, kurz vor der letzten Reise nach Hohenzieritz. Es war ein wunderbar schöner Tag, der sich zu Ende neigte. Die Bäume standen in voller Blüthenpracht, wie flüssiges Gold lag es auf den Wiesen und zitterte auf dem fernen Havelstrom. Es war, als ob die Königin sich nicht zu trennen vermöchte von der theuren Stätte. Die Abendglocken klangen herüber von Nah und Fern, als sie zum letzten Mal an ihrem Lieblingsplatz in einer kleinen künstlichen Grotte stand und hinauschaute in das Land. So lange, wie nur möglich wollte sie den lieben Park genießen und der Wagen wurde vorausgeschickt bis zur letzten Pforte. Als nun aber die Königin beim Strohhäuschen heraustrat, da war eine Kinderschaar aus dem Dorfe im besten Sonntagsputz überall an dem Wagen in die Höhe geklettert und hatte grüne Zweige und Weilchensträuße auf die Rissen gelegt. Weilchenduft und Grün und Kinderaugen überall. — — Unter Thränen lächelnd nahm sie Abschied — — auf immer. —

In Parež stand die Wiege unseres Kaisers und sein erster kleiner
kornblumenbekränzter Wagen, — — und einer „unvergesslichen Mutter“
sollte es auch, wie der Mutter Luizens, nicht beschieden sein, „das Glück“
geliebter Kinder und zugleich — die Größe des geliebten Vaterlandes zu er-
leben. —

Das erste ungetrübte Glück der Frau und Mutter aber erzählt kein
Plätzchen so beredt als der Garten zu Parež — denn in stillen Mond-
nächten da rauscht es von Blatt zu Blatt durch den geweihten Raum —
da singt und klingt es daher wie aus weiter, weiter Ferne:

„Schlase mein Kindchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögeln nun,
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt.“ —

Fünftes Blatt.

In P y r m o n t.

Die Sage von den Wundern des „heiligen Born“ in der ehemaligen Grafschaft Pyrmont, taucht schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf und wanderte durch die alten Bücher, sowie von Mund zu Mund, bis zu uns hin. Der reiche Graf von Pyrmont eröffnete zuerst die heilbringende Quelle jener immer wachsenden Schaar gläubiger Pilger, die von Nah und Fern zu ihr hin wallfahrteten, um hier Hülfe zu suchen, gegen alle erdenklichen Schmerzen und Leiden, — man bezeichnete das Wasser der Quellen von Pyrmont geradezu als ein Lebenselixir von zauberhafter Wirkung. Später ging jener heilige Born unter den prächtigen Bäumen in den Besitz der Grafen von Spiegelberg über, dann aber gelangte er in die Hände der Grafen zur Lippe und endlich 1625 an den Fürsten von Waldeck. — Noch bis auf den heutigen Tag bewährt Pyrmont den Ruf einer ausgezeichneten Heilquelle, aber jene märchenhaften Zeiten, wo der heilige Born der einzige seiner Art in Deutschland war, und wo in Folge dessen die Herrscher von ganz Europa unter jenen schattigen Bäumen zusammentrafen, wo man die Großen der Erde dort lustwandeln sah mit ihrem glänzenden Gefolge, — wo es dort von Königen, Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, vornehmen Damen und Cavalieren wahrhaft wimmelte, sind wol für immer



„ Im Windgeräusch — In stiller Nacht „

Litografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf.



vorbei. — Sagt man doch, daß sogar der große Kurfürst mit seiner schönen und edlen Luise von Oranien den heiligen Born besucht habe, und daß Peter der Große hier in tiefem Sinnen unter den alten Bäumen auf und nieder gewandelt sei. Wie Zauberspud mag es oft durch den Wald gezogen sein in fantastischen Gestalten, und gar manche uralte Eiche dort könnte gewiß wahre Wunderdinge erzählen. Maskentänze im Freien fanden Statt und toller Mummenschanz wurde da getrieben, vom Morgen bis zum Abend. Als besonders glanzvoll aber wird jene Badesaison am heiligen Born geschildert, die einst der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit seiner Gemahlin in Pyrmont verlebte. Er hatte eine ganze Suite vornehmster Gäste nach sich gezogen, unter ihnen der Herzog Ernst August von Hannover und seine Gemahlin Sophie, die stolze Enkelin der Stuarts, der Prinz Georg von Dänemark, der Dichter Ulrich von Braunschweig und noch viele andere hohe Cavaliere und Damen. Auch der preussische Kurprinz Friedrich hatte seine Eltern begleitet, und die ersten Liebesblicke aus seinen Augen flogen am heiligen Born verstohlen hinüber zu der Tochter des Hannover'schen Herrscherpaars, der reizenden, geistvollen Sophie Dorothea, seiner nachmaligen Gemahlin. — —

Wie bewundernd schaute Jahrhunderte später die Königin Luise sowol zu dem Porträt ihrer Ahnherrin Luise, als auch zu dem ersten Bildniß dieser reich begabten, herrlichen „philosophischen“ Fürstin auf, die sie nicht nur als die Erste in der Reihenfolge der Königinnen Preußens, sondern auch die Erste in den geistigen Vorzügen und wissenschaftlicher Bildung nannte. — — Damals am heiligen Born theilte aber neben Sophie Dorothea noch eine Andere die allgemeine Aufmerksamkeit, die jene hohe Frauengestalt — wie ein Schmetterling umgauckelte. Es war nämlich die rosenfrische, kaum der Kindheit entwachsene Sophie von Celle, die mit ihren Eltern, dem Herzog und der Herzogin von Lüneburg und ihrem Pflegebruder und Gespielen, dem schönen Grafen Philipp von Königsmark, in Pyrmont eingezogen war und in ihrem Muthwillen Alles durcheinander wirbelte. Niemand widerstand ihrem mädchenhaften Zauber. Sie heckte die tollsten Streiche aus und wurde als die Anstifterin von tausend verwegenen Pössen bezeichnet,

die meist ihrem künftigen Gemahl, dem so mürrischen, steifen Prinzen Georg von Hannover galten. Sie ahnte nicht, als ihre lachenden, rosigten Lippen am heiligen Born an dem Becher des Zauberwassers nippten, welchen bitterm Leidenskelt sie bis zur Reige zu leeren bestimmt war, — in trostloser Ehe, im Schmerz um den geheimnißvollen Tod des Jugendfreundes, des ermordeten Philipp von Königsmark, und in jahrelanger Gefangenschaft im todes-einsamen Schlosse zu Ahlden. Die holde, fröhliche Gestalt der unglücklichen Königin gehört in die Blätter der Geschichte des heiligen Born. —

Und 100 Jahre später nach den Spielen der kleinen, reizenden Sophie versammelte sich ein Kreis ganz andrer Art an den Quellen Pyrmonts. — Da kamen die Bauern aus dem Ravensbergischen, aus Bückeburg und Minden in ihren charakteristischen Trachten von Nah und Fern auf hohen Leiterwagen, mit ihren Familien, ihrem Hausrath und ihrer Speisekammer und schlugen ihre Lager rings um den heiligen Born auf. Alt und Jung trank nun unglaubliche Massen des Wunderwassers nach der alten Bauernregel: „viel hilft viel!“ — Und mitten unter diesen Erscheinungen tauchte der tapfere Feldherr Graf Wilhelm zur Lippe aus Bückeburg auf, mit ihm seine Gemahlin, die Gräfin Maria, und sein kaum zweijähriges Töchterchen. In ihrer Begleitung erschienen der damalige junge Hofprediger Herder und der Hofantor Christian Bach, Sohn des großen Leipziger Kantors Sebastian Bach. — Selten vielleicht wandelte zum Glück ihrer Umgebung ein liebreizenderes Wesen über die Erde, als die junge Gräfin Maria, die Freundin Herders. In der Holdseligkeit, Güte und Mütterlichkeit ihres ganzen Wesens kann sie entschieden mit der Königin Luise verglichen werden. Beider Häupter umzieht die Gloria der Gatten- und Mutterliebe, wie sie reiner und verklärter nicht gedacht werden kann. — Im Schlosse zu Bückeburg hängt das lebensgroße Bildniß der Gräfin Maria, umflossen von jenem Zauber des „ewig Weiblichen“ der den echten Mann so unwiderstehlich „hinzieht“. — Schlank und mädchenhaft ist die Gestalt, das Antlitz sanft wie Mondlicht, wir blicken auf eine edle, gedankenvolle Stirn, über deren sanfte Wölbung sich das leicht gepuderte Haar aufbaut; braune, große Kinderaugen schauen voll Güte und lieblicher Heiterkeit in die Welt hinaus,

und auf den lächelnden Lippen scheint die Frage zu schweben, wie die Gräfin Maria sie so oft in ihrer Demuth an ihren Beichtvater und Freund Herder zu richten pflegte, wenn sie ihr Kind in den Armen hielt: „bin ich nicht zu glücklich?!“ —

Das Leben des philosophischen Kriegshelden und leidenschaftlichen Musikfreundes, Grafen Wilhelm zur Lippe mit seiner Gemahlin und dem einzigen Töchterchen in dem versteckten Jagdschloß Baum, umgeben von seinen treuen Freunden, dem hochgelehrten Thomas Abt, Herder und Bach, erinnert so lebhaft an jene spätere Idylle von Pareß, — ebenso jener scharf ausgeprägte Gegensatz der Männer und Frauencharaktere — nach dem Schillerschen Spruch:

„Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang. — —“

— Traumhaft fast, wie Aeolsharfeinton berührt uns die Lösung jenes Dreiklangs von Vater, Mutter und Kind, in der stillen Waldeinsamkeit des Jagdschlosses Baum. — Wenige Monate nach dem Aufenthalte der glücklichen jungen Mutter am heiligen Born hatte ja alle Mutter Sorge und alles Mutterglück ein Ende gefunden: — das liebevolle Kind, die kleine, dreijährige Emilie, starb nach kurzer Krankheit, und man bettete die zarte Hülle in die schattige Gruft im stillen Walde. Die Gräfin Maria aber folgte an jener räthselhaften Krankheit, die von den Dichtern „gebrochenes Herz“ bezeichnet wird, dem kleinen Liebling nach kaum einem Jahr in das Grab. Wenige Monate nach ihrem Heimgang nur, da streckte der bis zur Stunde von jedem Feind unbefiegte tapfere Feldherr, zum ersten Mal die Waffen — vor dem Schmerz. Der Graf Wilhelm zur Lippe erlag buchstäblich seiner Sehnsucht nach Weib und Kind, — der harmonische Dreiklang dieser drei eng verbundenen Wesen fand sich in höheren Sphären wieder zusammen. — —

Auch der Fuß Friedrichs des Großen hat zu wiederholten Malen die Wege des berühmten Modebades betreten, und derselbe dichte Blätter Schatten der dreifachen Allee fiel auf seine gedankenvolle Stirn. — — Und endlich

war es die Königin Luise, die das Wasser des heiligen Born zum Heil ihrer zarten Gesundheit getrunken, sie liebte das reizvolle Thal. — Zum letzten Mal aber besuchte sie es im verhängnißvollen Kriegsjahre 1806, wo sie „wider Willen“ zu der Reise sich entschloß. — Die Gesundheit der Königin war damals tief erschüttert. Am 13. Dezember hatte sie ihr achttes Kind geboren, den Prinzen Ferdinand, das Entzücken der Mutter durch seine auffallend rasche Entwicklung und blühende Schönheit. Nach kaum vier Monaten nahm ihn der Engel des Todes sanft aus den umschlingenden Mutterarmen und trug ihn hinauf in den Himmel. —

Die Aerzte verordneten nun im Frühling in der bestimmtesten Weise der Trauernden das stärkende Wasser des heiligen Born; die schweren Zeitverhältnisse aber machten es dem Könige diesmal unmöglich, sie zu begleiten, und eben diese Trennung wurde der Königin unsagbar schwer. Mit einem Herzen voll banger Sorge und schwerer Ahnung verließ sie ihn. — In Pyrmont war es auch, wo die Königin den Schmerz erlebte, die Abschließung des Rheinbundes zu erfahren und das Protektorat Napoleons über denselben, — alle sonstigen Beschlüsse und Verhandlungen des preussischen Kabinetts wurden ihr, auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs verborgen gehalten, um sie in keiner Weise aufzuregen und zu beunruhigen und dadurch den Erfolg der Kur, von der man so viel für die zarte Gesundheit der Königin erwartete, zu stören. —

Und die hohe Frau schien denn auch im Schatten der alten Linden noch einmal in Rosenfrische aufzublühen und alles Weh gewaltsam bei Seite schieben zu wollen, damit, wie sie sagte, der „Zweck“ der ihr so schmerzlichen Trennung von dem König und den Kindern, zu der sie sich so schwer entschlossen hatte, nicht ungenützt vergehen sollte.

Die Königin Luise trug bei allen Gelegenheiten mit Vorliebe Weiß, und eine Augenzeugin aus jener damaligen Pyrmonter Saison hat berichtet, daß man sie in Pyrmont nie anders gesehen. — Wenn sie am Morgen in der prachtvollen Allee auf und nieder wandelte, an der Seite der lieblichen Erbprinzessin von Weimar, Maria Paolowna und der reizenden Kurprinzessin von Hessen, in ihrem schlichten weißen Mullkleide, den Trinkbecher in der Hand,

so drängte sich Alles herbei sie zu sehen. Auch bei den Abendfesten, wo sie gewöhnlich gleichgekleidet mit der jungen Großfürstin erschien, trug sie nur Weiß, freilich dann von reichgesticktem, oft mit Silber durchwirkten klaren Stoff über schimmernder Seide, in der Hand immer einen frischen Strauß von Rosen und Orangeblüthen, meist auch im Gürtel einige frische Blumen. In ihrem unmittelbaren Gefolge befand sich die alte Gräfin von Voß und das schlanke, anmuthige Fräulein von Vieregge, nachmalige Gräfin von Egloffstein. — Die Königin hatte sich mit besonderer Innigkeit an die sanfte Großfürstin angeschlossen, die vor wenigen Monaten ihr erstes Kind im zartesten Alter verloren, die gemeinsame Trauer vereinigte die Herzen der zärtlichen Mütter. — Sehr häufig sah man auch in der Nähe der schönen, fürstlichen Frauen die interessante Fürstin Pauline zur Lippe Detmold, die kluge, energische Regentin ihres kleinen Landes, deren großherzige, und segensvolle Schöpfung, die erste Kleinkinderpflegeanstalt, das Mutterherz der Königin Luise lebhaft interessirte. — Auch die reizende Herzogin Dorothea von Kurland war da, und mit ihr die geistvolle Dichterin Elise von der Necke, ihre Schwester, die Freundin Tiedge's. Der Kreis von Männern, der alle diese bezaubernden und bedeutenden Frauen umgab, war ein nicht minder ausgezeichnetes. Da ragte unter den Fürsten der ritterliche, edle Fürst Waldeck hervor, der lebenswürdige Herzog Peter von Oldenburg, der Herzog von Mecklenburg, sowie der jugendliche Bruder der Königin, Georg von Mecklenburg-Strelitz. — Die Herren erschienen am Tage alle in einfachen Civil, in den damals so modernen Stiefeln mit gelben Stulpen, die am Abend mit Escarpin's vertauscht wurden. — Eine der hervorragendsten Erscheinungen war der General Blücher, dessen Name damals noch nicht in das Heldenbuch der preussischen Geschichte eingetragen worden war. Er zeigte sich als eine echte Soldatengestalt, mit starkem, schon ergrauenden Schnurrbart. Die Königin, von bezaubernder Liebenswürdigkeit gegen alle die treuen militärischen Freunde des Königs, begrüßte ihn allezeit mit dem lieblichsten Lächeln und plauderte oft und gern mit ihm. Die jungen Mädchen dagegen fürchteten sich etwas vor seinem martialischen Aussehen und die Kinder erschrafen vor dem gewaltigen

Von seiner Stimme. — Auch ein kleiner Dichterkreis hatte sich versammelt, die Gebrüder Schlegel waren da, die Grafen Stollberg, der ritterliche La Motte Fouqué und der junge, schöne Adelbert von Chamisso. —

Es ist eine anmuthige Sage, die dies Kind Frankreichs, den Sänger der „Frauenliebe und des Frauenlebens,“ entzückt und begeistert in Pyrmont den Schritten der bezaubernden deutschen Königin folgen läst. Eines Tages blieb die Königin Luise an dem bescheidenen Tische einer armen, alten, gelähmten Blumenhandlerin stehen und nahm dort ein Rosenbouquet aus der welken, zitternden Hand entgegen. Ein Goldstück glitt voll Mitleid und Freundlichkeit als Liebesgabe in den Schooß der gluckstrahlenden Frau. Wenige Minuten aber, nachdem die Königin Luise den Platz verlassen, stand dann heimlich ein junger Mann mit glühenden Wangen vor der Alten, und tauschte durch den doppelten Preis jene Gabe von ihr ein, um sie als Heiligthum zu bewahren. — Es war Adelbert von Chamisso. — —

Feste auf Feste folgten damals am heiligen Born fast wie in alten Zeiten, und die Art und Weise des gegenseitigen Verkehrs wird als eine sehr angenehme, ungewundene geschildert. Die vornehmen Russen, die sich um ihre holde Großfürstin sammelten, veranstalteten häufig glänzende Bälle und Ueberraschungen aller Art, und die Deutschen feierten dann wiederum ihre Königin Luise. Unter den alten Linden standen lange, schmale Tafeln, am frühem Morgen schon, geschmückt mit silbernen Wasserurnen zu Bereitung des Frühstücks, frische Blumen und Schaalen voll feinsten Gebäckes waren aufgestellt, und diese allgemeinen Fruhstucksfeste, zu welchen Einladungen erlassen wurden, wo die Herren die Damen bedienten, und schöne, vornehme Frauen die Honeurs machten, wurden abwechselnd von verschiedenen Gesellschaften mit allgemeinem Beifall veranstaltet. —

Trotz all' dieser Zerstreuungen und der strengen Regelmäßigkeit des damaligen Kurlebens, dessen Gesetze die Königin auf das Punktlichste einhielt, in jener strengen Gewissenhaftigkeit, die all ihr Thun charakterisirte, — beschäftigte sie sich viel mit Lektüre, und alle die goldenen Fäden aus der abgeschlossenen Welt der großen Geister ließen in ihrer zarten Hand gewissermaßen zusammen. —

Die Liste der Dichter, Gelehrten und bedeutenden Männer ist groß, die sich der warmen Anerkennung und Aufmerksamkeit der Königin Luise erfreuten. Gar viele „Sommervögel“ anmuthiger Sagen über die Huld der hohen Frau den Erscheinungen jener damaligen vornehmsten Vertreter der Poesie und Wissenschaft gegenüber flattern durch die Luft. Jene allerliebste Geschichte Bettina's von dem Specksalat der Mutter Goethe's, der Frau Rath, an dem die jungen Prinzessinnen von Mecklenburg, bei einem Besuch in Frankfurt, so viel Gefallen gefunden, daß sie kein Blatt davon übrig ließen, eröffnet den Reigen. Später beschenkte die Königin die ehrwürdige Matrone — im Jahre 1803 mit einem schönen Halschmuck und entzückte das Mutterherz durch ein warmes Lob des Sohnes und ein eingehendes Gespräch über seine Schöpfungen. — Und ist es nicht das schönste lebende Bild, wenn Goethe selber von der künftigen Königin und ihrer Schwester redet, die er im Feldlager bei Bodenheim, im Gefolge des Großherzogs von Weimar, am 29. Mai 1793 sah:

„In mein Zelt eingeheset,“ lauten seine Worte, „konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und niedergehen auf das Genaueste beobachten, und wirklich muß man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ — —

Hätten jene schönen Wesen ahnen können, welch interessanter Lauscher ihnen so nahe war, gewiß hätten die blauen Mädchenaugen ihn ein klein Wenig neugierig gestreift. Welch ein Vorwurf für einen Maler mußte jene Scene sein. — —

Bei dem Besuch Schillers in Berlin soll, der Sage nach, die Kronprinzessin Luise dem von ihr lebhaft bewunderten Dichter, den Preußens Hauptstadt damals mit unbeschreiblichen Enthusiasmus aufnahm, im Hause ihres ärztlichen Freundes Hufeland, begegnet sein. — Jean Paul, der warmherzige Schwärmer hat eine weite Fußreise gemacht, um die Königin vorüberfahren zu sehen und empfing einen hold lächelnden Gruß, hatte er doch ihr und ihren Schwestern seinen Titan gewidmet. — Novalis träumte von ihr, wie sein „Heinrich von Ofterdingen“ von seiner blauen Blume, — Jffland der Lustspieldichter und treue Patriot wurde von ihr wiederholt

auf das Guldvollste empfangen, ebenso der ritterliche Fouqué. Auf dem Lesetisch der Königin in Pyrmont hatten neben Goethe, Schiller, Herder, Wieland und Jean Paul, auch Hippels Lebensläufe und sein Buch über die Ehe ihren Platz gefunden. Gibbons Geschichte vom Verfall des römischen Reiches, Pestalozzi's Buch der Mütter, und Krummachers Parabeln und seine Kinderwelt, gehörten zur Lieblingslektüre der Königin. — Wie oft flüchtete sie sich, nur in Begleitung eines dieser ihrer Seelenfreunde, in den schattigen Park und hielt so über die Blätter eines Buches geneigt ernste Zwiegespräch mit den geliebten und verwandten hohen Geistern. Wol Jeder aus dem damals blühenden Kranze der deutschen Dichter hat im Stillen oder laut der schönen Königin seine Huldigung dargebracht, selten wurde überhaupt eine Frau auf dem Throne, in ihrer Eigenschaft als Weib, Gattin und Mutter, im Leben und im Tode begeisterter gefeiert als eben sie. Der Jüngste jener Dichterschwärmer aber, der in dem einen Arm die Leier hielt und den andern mit dem Schwert erhob — Theodor Körner, — legte einen Palmenzweig nieder zu den Füßen der verklärten Schläferin, in der stillen Gruft zu Charlottenburg, ein rührender Nachruf, und gab sein Herzblut hin für ihr und sein geliebtes Vaterland. — —

Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß erzählt von jenem letzten Aufenthalte der Königin in Pyrmont:

„Hier in dem ungezwungenen, geselligen Kreise der Badegäste ward meine geliebte Königin wahrhaft angebetet von Allen, die sie sahen. Sie vergaß sich nie, auch nicht auf einen Augenblick, aber bei dieser rührend sanften und doch so erhabenen Würde, die sie nie verließ, war ihr Wesen doch heiter, ja fröhlich, und ihre immer gleiche, freundliche Stimmung machte das Dasein Allen leicht und beglückend, die mit ihr lebten. Vor Allem wenn sie Briefe vom König oder von ihren andern Angehörigen erhielt, war sie von einer strahlenden Freude und beeilte ihre Rückkehr so viel als möglich, um nur zum Geburtstag des Königs wieder mit ihm vereint zu sein. Das Bad that ihr sichtlich gut. Ihre Freude bei dem endlichen Wiedersehen mit dem König, der ihr bis mehrere Meilen hinter Potsdam entgegen kam, war wahrhaft rührend.“ —

Und doch hat die Königin Luise damals in Pyrmont, nach mündlichen Ueberlieferungen, bei jenem letzten Besuche des heiligen Born den vertrauten Freunden gegenüber eine bange Ahnung und eine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Könige und den Kindern nicht zu unterdrücken vermocht. Gar oft sah man sie einsam in den schattigen Gängen auf und niederwandeln in tiefes Sinnen verloren, und der Anblick der Kinder, die hier wie überall ihr entgegenliefen und sich an sie schmiegt, bewegte sie oft bis zu Thränen. —

Wol Wenige unter all diesen glänzenden Erscheinungen, die sich in jener Saison am heiligen Born zusammengefunden, ahnten in jenen heitern Tagen das schwere Leid, das der nächste Herbst und Winter bringen sollte. — Freilich sah man manche Männer in ernste Gespäche sich vertiefen und manche Stirn sich schwer unnwölken, — wie oft verließen der Fürst zu Waldeck und der Herzog Peter von Oldenburg die Festsäle, um sich Arm in Arm draußen unter den alten Linden zu ergehen in bangen Sorgen, oder mit dem klugen russischen Staatsrath Allopäus und dem ernstesten Alterthumsforscher, Grafen Stäffelberg, Gedankenaustausch zu halten, — die Meisten aber freuten sich doch sorglos des Augenblicks, lachten, scherzten und tanzten. — Damals gehörten die *sétes champêtres* zu den beliebtesten Vergnügungen, man arrangirte sie meist im schönen Friedensthal, — trug einfache, weiße Toilette, schmückte sich nur mit frischen Blumen und Blättern, und führte im Freien kunstvolle Allemanden auf. Eine reizende Mode war auch die Verzierung der runden großen Schäferhüte mit zierlichen Bouquets oder Kränzen kostbarer frischer Blumen. — An allen Bäumen, in dem Gebüsch und auf dem Rasen, waren bei diesen Ballfesten zahllose Lämpchen angebracht, es bligte aus dem Grün hervor wie Schaaren von Johanniswürmchen und nach dem Takte einer, hinter einer künstlichen Hecke verborgenen Musik bewegten sich die zierlichsten, tanzlustigsten Füßchen oft bis zum hellen Morgen. — Und zu einem eben solchen Feste, das die Königin veranstaltete, kam, kurz vor ihrer Abreise von Pyrmont, so erzählt man, auch der Prinz Louis Ferdinand auf einen Tag nur, von Magdeburg herüber, um sie noch einmal zu sehn, und ihr Lebewol zu sagen. — Wer hätte geahnt, daß dieser Abschied ein ewiger sein würde! — Ganz Pyrmont war damals in Auf-

regung: der volle Glorienschein der Romantik umfloß ja die herrliche Gestalt dieses Götterliebings. —

Freiherr von Stein, der edle Freund des Königshauses in Noth und Tod, beschreibt ihn mit den Worten:

„Von großer, schlanker Gestalt schön gebaut, hatte der Prinz Louis Ferdinand von Preußen feine, edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, blaue Augen von kühnem Blick, lebhaftes Haar, eine vornehme Haltung, festen Gang und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, als dem Prinzen und Soldaten geziemte. In hohem Grade geistreich, voll seiner Lebensbildung, voll Wig, Beredsamkeit und Talente mancher Art, konnte er, unter Andern, auf dem Clavier für einen Virtuosen gelten. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Kriegsgottes, besaß er einen unermesslichen Reichthum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; sein Muth war das Gefühl des Helden, ein wahres Bedürfniß der Größe.“ —

Neben solcher, Alles besiegenden Erscheinung mußte wol sein jüngerer Bruder, der Prinz August, das Pathenkind des großen Friedrich, damals bescheiden in den Schatten zurück treten, trotz aller seiner körperlichen Vorzüge und geistigen Anlagen. Erst später trat diese großherzige, edle Persönlichkeit in das Sonnenlicht, als Held im Kriege, Freund Scharnhorst's und Reorganisator der preussischen Artillerie. — — Damals, bei dem Besuche des Prinzen Louis Ferdinand, versammelte sich nur eine kleine, auserwählte Schaar vornehmer, schöner Frauen in den Zimmern der Königin um das Clavier, — und der Prinz ließ auf allgemeines Bitten träumerisch die Hände über die Tasten gleiten und phantasirte. — —

Beseelte Blumen, in leichten farbigen Gewändern, schienen es zu sein die ihm lauschten, sie gruppirt sich um eine weiße, zart angehauchte Rose: — die Königin Luise. Ein wunderbares, tief erschütterndes Spiel war es, wie keine es jemals so von dem Prinzen gehört — — ein Gemisch von wildem Sturm und leisem Schmerzensruf, — ein himmelan stürmender Schlachten- und Siegesgesang und eine düstre, feierliche Todtenklage. —

In den Augen der Königin schimmerten Thränen. — Da sprang

der Prinz auf: — — „es ist Zeit zum Ball zu fahren“ rief er heiter. Begeweht war jene leidenschaftliche Schwermuth, die noch vor wenigen Minuten seine Stirn umwölkt, — er erschien wieder als der leichtherzige, glänzende Cavalier — als der unwiderstehliche Besieger schöner Frauen. Nur der Königin gegenüber blieb sein Blick ernst, und er bemerkte besorgt ihre Blässe und sanfte Trauer. —

„Ich habe keine Ruhe mehr hier, ich bin gesund, sobald ich den König wiedersehe und fürchte Nichts in seiner Nähe,“ lautete ihre Antwort auf seine leise Frage. — —

Das war noch eine fröhlich durchtanzte Nacht und ein leichtes, scherzendes Scheiden mit dem lachenden Ruf: „auf Wiedersehn“ — am andern Tage. — —

Als aber die glänzende Erscheinung, der sie alle bewundernd nachschauten, dahin sprengte, eine Rose an der Brust, ein Lächeln auf den Lippen, und noch einmal mit vollendeter Ritterlichkeit zurück grüßend, endlich verschwunden war, — da schlug die Königin, nur von einer jungen Hofdame begleitet, ihren einsamen Lieblingsweg ein und wandelte weiter und immer weiter, schweren Herzens, im Gedanken an die sichtlich näher rückende Gefahr des Vaterlandes, an den König und die Zukunft der geliebten Kinder. — — Mit einem leichten Schauer fand sie sich plötzlich vor dem Gitter des kleinen Friedhofs wieder, wo die stillen Schläfer aus allen Landen ihre friedliche Ruhestätte gefunden. — — Nah am Thor bemerkte die Königin ein kleines Mädchen, das sich vergebens mühte, einen Kornblumenkranz an ein hohes, schlichtes Holzkreuz zu befestigen, — die kleinen Arme und Hände wollten trotz aller Anstrengung nicht hinauf reichen. Da trat die Königin ein in den heiligen Garten, neigte sich zu der Kleinen hinab und fragte in ihrer mütterlichen Goldseligkeit und Güte: „wem willst du den Kranz bringen, liebe Kleine? Komm, ich will dir helfen!“ —

„Er ist für Vater und Mutter,“ antwortete die Kleine, furchtlos zu ihr auffchauend. „Die Großmutter schießt ihn, und Vater und Mutter sollen im Himmel für meinen großen Bruder bitten, daß sie ihn im Kriege nicht todt schießen. Er ist Soldat in Berlin und heißt Johann. Wir beten

jeden Abend für ihn, aber es hilft wol nicht genug, sagt die Großmutter, denn es wird ein großer Krieg werden. Vater und Mutter können's besser, denn die sind ja beim lieben Gott selber. Darum trage ich den Kranz zu ihnen und wollte es ihnen sagen!"

— Da nahm die Königin den Kranz und befestigte ihn an dem schlichten Holzkreuz der fremden, stillen Schläfer da unten. Und den Strauß aus ihrer Hand legte sie auch auf den Hügel nieder, dann zog sie das Kind in ihre Arme und küßte es.

„Grüße deine Großmutter,“ sagte sie tiefbewegt „und sage ihr, daß die Königin Luise auch mit beten helfen wolle für ihren Enkel, und daß der liebe Gott ihn ihr gewiß gesund wieder heimschicken wird!“ — — —

Das Kind aber sah staunend jener herrlichen Frauengestalt nach, die im weißen, sanft niedersießenden Gewande nun langsam weiter schwebte und zwischen den Bäumen verschwand. — —

Und jener Mann, in dessen Familie diese kleine Geschichte von Mund zu Mund gewandert ist, hat später die Schlacht von 1813 mit gemacht und ist gesund und unverfehrt aus jenem ungeheuren Kriege heimgekehrt, als seine holde Königin, die für ihn gebetet schon längst aus einem irdischen in einen himmlischen Engel verwandelt worden war. — —

Das erzählen die uralten Linden am heiligen Born von der Königin Luise. — —





Litografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf.

Sechstes Blatt.

In Königsberg.

Motto:

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:
„Mein Busen geht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit —
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandel' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen gold'nen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Und ach, ich vertrau' euch so gerne.“

L. Tieck,

komponirt von S. F. Reichardt.

Zwischen Königsberg und Pultusk, an der großen Fahrstraße, so erzählte die Mutter, wenn sie uns das vorstehende Lied aus dem luisenblauen Buche der Großmutter mit ihrer schönen, klaren Stimme vorgefungen, lag im Winter des Jahres 1806 ein schlichtes Bauernhaus, etwas weggeschoben von einer Gruppe noch ärmerer Hütten. Der Schnee drückte mit seiner kalten Last unbarmherzig auf sein breites Dach, an den Fensterscheiben blühten die Eisblumen, und in Schneemäntel eingehüllt hielten ein paar mächtige Tannen ihre melancholische Wacht wie zwei vergessene

Posten. Die Bewohner des Hauses waren damals ein alter stattlicher Mann und seine greise Lebensgefährtin, ein Paar, wie man sich Philemon und Baucis denkt, mit ihrem kleinen Enkelkinde, einem hübschen, blonden Knaben von kaum sieben Jahren, dessen Vater als Soldat zu den Fahnen seines Königs einberufen worden war und dessen Mutter schon längst auf dem kleinen Friedhose schlief. Nur spärlich drangen die Nachrichten von ihm, wie von der im nahenden Kriegsturm erzitternden Welt, in diese Einöde, ein einziges Mal nur in der Woche kam der Postbote hierher und brachte ein Packet alter Zeitungen und dann und wann ein flüchtiges Briefblatt, das kaum mehr enthielt als die Worte: „es geht immer vorwärts, ich bin gesund, bleibt ihr's nur auch und grüßt mir meinen Jungen!“ —

Wie langsam wurde Geschriebenes wie Gedrucktes entziffert, denn das Lesen war und blieb für den alten Bauer eine gar schwere Kunst, und vieler Tage bedurfte er stets, um alle jene Schreckensnachrichten zu begreifen, welche die Blätter brachten. Während dessen ging die Zeit und die Geschichte unaufhaltsam ihren schweren Schritt weiter, und die Begebenheiten der Unglücksjahre von 1805 und 1806 drängten sich. — Die Schlachten von Jena und Auerstädt waren geschlagen und hatten eine Reihe von Unglücksfällen im Gefolge, die das Land zu vernichten drohten, der Feind hatte die härtesten Bedingungen vorgeschrieben, und die Königin Luise umarmte ihre ältesten Söhne mit Thränen und sprach zu ihnen die denkwürdigen Worte:

„Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben, und dessen Glanz sich über alle Völker verbreitet, die ihrem Scepter gehorchten. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr; er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher uns auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg. — Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter

wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblick dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein, — handelt, entwickelt eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder, befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst einst bei Fehrbellin die Niederlage seines Vaters an den Schweden rächte. Laßt euch meine Söhne, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen, werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlt, so würdet ihr des Namens der Enkel des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht.“ — —

— — Die geschlagene Armee hatte ihren Rückzug über Erfurt genommen — Erfurt gehörte dem Feinde, — 10,000 deutsche Gefangene wurden von kaum 500 Franzosen eskortirt — Wunder von Tapferkeit leuchteten zum Troste auf neben Beispielen von Verrath und Feigheit. Der Husarenlieutenant von Hellwig überfiel jene Eskorte mit 50 Husaren in der Nähe von Eisenach und befreite die gefangenen Brüder. Am 28. Oktober hatte der Fürst Hohenlohe bei Prenzlau der Uebermacht des Feindes weichen müssen, und eben dort rettete der edle Prinz August, der jüngere Bruder des gefallenen Helden Louis Ferdinand, die preußische Waffenehre, indem er todesmuthig mit einem Grenadierbataillon von 200 Mann sich durch den Feind zu schlagen versuchte. Drei Mal warf er eine 2000 Mann starke Reitermasse zurück und drang heldenhaft vorwärts: erst als die Hälfte der Tapfern in den Morästen versunken und alle Munition ausgegangen war, mußte sich die kleine Heldenchaar dem eindringenden Feinde ergeben. —

— Eine fortlaufende Kette von Unglück und Schmerz umschlang die

nach Königsberg und Memel fliehende Königsfamilie. — Die Bedingungen des Feindes waren verworfen worden, — der König, fest entschlossen den Kampf wieder aufzunehmen und fortzuführen, suchte in dem kleinen Theil des Landes, der ihm geblieben, so viel Truppen wie möglich zu sammeln und begab sich, um auf die russischen Truppen, seine Allirten zu warten und dem Schauplatz der neuen Kämpfe näher zu sein, nach Königsberg. — Die Königin aber, obgleich kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, folgte ihm. Die königlichen Kinder waren mit einem Theil des Gefolges unter dem Schutz der treuen Gräfin Voß vorausgeschickt worden. —

Nur einen Theil aller jener Schreckensnachrichten hatten die Bewohner des kleinen Bauernhauses an der großen Heerstraße erfahren, — der alte Mann verließ sich ruhig auf seinen König: „Der wird's schon recht machen und den Fremden aus dem Lande treiben, und mein Junge hilft ihm,“ das war der Refrain aller seiner Grübeleien. Seine treue Gefährtin aber betete allabendlich und am Morgen ihren Spruch:

„Bewahr' uns lieber Herr Gott —
Vor Pestilenz und Kriegesnoth“ —

und legte ihre alte Bibel jede Nacht unter ihr Kopfkissen. „Das hilft und schützt vor allem Elend,“ behauptete sie.

Der kleine Enkelsohn dagegen, der eigentliche Sonnenstrahl des Hauses, exercirte ahnungslos und fröhlich mit seinen Kameraden im tiefsten Schnee, spielte daheim, bis ihm die Augen zufielen, mit seinem einzigen Spielzeug, einem kleinen Blechfäbel und bat das Christkind heimlich jeden Abend inbrünstig um eine Kanone. —

Und es war in der Abenddämmerung des 5. Dezembers 1806, als ein furchtbarer Schneesturm das kleine Haus umbrauste. An die kleinen, trüben Scheiben klopfte es ungestüm, wie mit tausend feinen weißen Fingerspizchen, der Wind trieb den Schnee heran, an die Thüren riß es mit gewaltigen Händen, durch alle Ritzen pfiß und fauste es hohnlachend, als ob eine unheimliche Macht alle Steine auseinanderzureißen sich mühe. Die alte Frau, in der weißen gefälteten Haube, unter der das Haar zurückgestrichen war, hatte ihre Bibel aufgeschlagen und starrte zitternd auf die

vergelbten Blätter. Der Mann hinter dem großen Kachelofen, wo in einem schlechten Rahmen ein kleines, verzerrtes Bild des großen Friedrich hing, war eingeschlummert. Die Pelzmütze saß ihm auf dem einen Ohr, die Pfeife aber hielt er doch noch zwischen den Lippen fest und that dann und wann im Traume noch einen Zug. — Das trübe flackernde Licht des Dellämpchens streifte zuweilen die beiden alten Köpfe, — es war eine Gruppe aus einem alten Niederländer, lebendige Denner's oder Portraits von Gerhard Dow, mit all den zahllosen Runzeln des Alters und jenen scharfen Linien eines langen Lebens voll Mühe und Arbeit. — —

Das Kind aber saß, wie immer, in seiner besonderen Spielecke am Boden und bemühte sich, diesmal heimlich schluchzend, den zerrissenen Riemen seiner kleinen Waffe wieder zusammenzuknüpfen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte. Und die Großmutter durfte es doch nicht sehen, denn sie würde arg schelten! —

Da klopfte es plötzlich heftig und wiederholt an die Hausthür. Der Alte am Ofen fuhr auf, — seine Frau schlug die Bibel erschreckt zu, — — nur das Kind ließ sich nicht stören. Es währte einige Minuten, ehe der Hausbesitzer einen Rienspahn angezündet und hinausgeleuchtet hatte, auf den dunkeln Flur. Das Klopfen dauerte fort, dazwischen riesen kräftige Männerstimmen: „macht auf, wir haben uns mit dem Wagen verirrt, schnell, — Damen warten!“ — —

Und nach einer Weile war es genau wie in einem Märchen, wenn eine gute Fee in einer Hütte einkehrte: das arme, kleine, niedre Zimmer erschien plötzlich hell und behaglich. An dem riesigen Kachelofen saß eine wunderschöne blasse Frau, und wärmte, tief aufathmend, sich die zarten Hände. In geringer Entfernung von ihr hatte eine kleine Gruppe von Damen und Herren Platz genommen, auf allen möglichen, in der Eile aus dem ganzen Hause zusammengeschleppten Stühlen und Schemeln. Die beiden alten Leute selber standen in starrem Staunen in der Nähe der Thür, mit verschlungenen Händen und blickten unverwandt auf die Königin, die wie man ihnen gesagt, bei ihnen eingekehrt. Sie konnten es gar nicht fassen, daß sie es wirklich sei, die vor dem Unwetter da draußen Schutz gesucht in

ihrem armen Hause. — Sie begriffen überhaupt nicht, daß ein Unwetter losbrechen könne, wenn eine Königin reise; und wie schön, wie blaß und wie einfach sie war! Keine Krone auf dem Haupte, kein Scepter in den Händen, keinen Hermelinmantel um die Schultern, wie die gemalten Königinnen! — — Wer das nur schnell begreifen könnte! Die Dienerschaft der Königin wirthschaftete unterdessen in der Küche herum, um eine kleine Stärkung zu bereiten — — die Pferde waren in den Stall gezogen worden, den Wagen hatte man in die Scheune geschoben. —

Da plötzlich, drinnen im Zimmer, trippelte es aus einem dunkeln Winkel heraus über den sandbestreuten Fußboden, ein frischer, hübscher Junge, den kleinen Säbel am zerrissenen Riemen nachschleppend, schlüpfte durch die fremden Menschen und lief grade auf die Königin zu. Zärtlich sich an ihre Kniee schmiegend und in ihr Antlitz blickend, legte er seine Waffe mit dem zerrissenen Riemen auf den Schooß der Königin und bat in seinem Kinderkauerwälsch, mit großen hellen Augen zu ihr aufblickend: „Mache mir doch ein neues Band an meinen Säbel! Du wirst nicht schelten, daß ich das alte zerissen habe!“ — —

Und sie schalt auch nicht, sie lachte nur herzlich — erzählte die Großmutter, — nestelte ein blaues Band von ihrem Halse los, knüpfte es um die Waffe und hing dann dem kleinen Bittsteller den Säbel um. Stolz und fröhlich trollte er von dannen. — —

Das Kind lag schon längst in süßen Träumen, als die Königin beim Schein einer Kerze in eben jenem kleinen, armen Zimmer in ihr Tagebuch Goethe's Verse einschrieb:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein —
Ihr laßt den Armen schuldig werden!
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Als nach wenigen Stunden der Ruhe die Königin nach Königsberg

aufbrach und herzlichen Abschied nahm von dem alten Ehepaar und seinem Enkel, da reichte die Frau mit zitternden Händen noch ein sorgsam eingewickeltes Packet in den Wagen hinein: „Es wird der Frau Königin Glück bringen, wenn man ihr's unter das Kopfkissen legt,“ sagte sie zuversichtlich.

— — Es war ihr kostbares Kleinod, die alte Bibel. —

Die Königin hat, wie die Großmutter erzählte, diese echte Liebesgabe am Weihnachtsfeste durch eine neue prachtvolle Bibel ersetzt, mit ihrem Namenszuge. Jener Knabe aber ist später als jugendlicher Freiwilliger in das Heer seines Königs getreten und auf dem Felde der Ehre geblieben. Das blaue Band und die Bibel sind in andere Hände gerathen und weiter gewandert von Hand zu Hand, und so ist's gekommen, daß die Großmutter jene beiden Reliquien gar oft gesehen hat. — —

Nicht von dem dunkeln schweren Winter in Königsberg, der nun folgte, möchte ich reden, der die Königin und ihre Kinder abwechselnd gefährlich krank sah, wo der Kummer um ihr geliebtes Vaterland sie so tief niederbengte und sie doch nur die Hoffnung, nie aber die Geduld verlor, — sondern von dem lieblichen Sommernachtstraum im Dichterhause Hippels. —

Im Winter schrieb die Gräfin von Bofz von ihrer hohen Herrin unter dem 30. Januar:

„Es geht der Königin leidlich, und wie liebenswürdig sie ist! Sie ist ein Engel, aber ach! sie ist unaussprechlich traurig und unglücklich! Gott allein weiß, was sie leidet.“

Vom 7. Juni meldet sie nur kurz:

„Die Herrschaften bezogen ein kleines Gartenhaus vor der Stadt.“ —

In den Erzählungen der Großmutter steigt ein gleichsam mit Passionsblumen umranktes bescheidenes Ruheplätzchen auf, ein liebliches, engbegrenztes Heim, das kleine Haus im Dorfe Huber bei Königsberg, das vormalige Eigenthum des Dichters Theodor von Hippel, in dessen engen, niedrigen Räumen und anmuthigem Garten die Königin einen Frühling und Sommer verlebte, vor der Thür sitzend den muntern Spielen ihrer Kinder zusah, und im Verkehr mit ihnen ihr schweres Leid vergaß. —

„Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern,“ sagte sie, als

ihre Umgebung über die Beschränktheit der Wohnung klagte, „bedarf man nicht viel des Aeußern: gesunde Luft, Stille, Ausichten ins Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein paar Blumenbeete und eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen und — ein gutes Piano-forte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, die diese Stürme erregen.“ —

Und in dem ehemaligen Dichterstübchen, wo der „sonderbare Schwärmer“ Theodor von Hippel, als erster Vorkämpfer der Frauenemancipation seine geist- und seelenvollen Schöpfungen niederschrieb — und seine frommen geistlichen Lieder und „Handzeichnungen nach der Natur“ dichtete, stand das einfache, tafelförmige Klavier der Königin Luise. Hier sang sie das Lied Friedrich Reichardt's, das in dem Liederbuche der Großmutter stand, und das uns die Mutter so oft singen mußte: —

„Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann.
Er seufzt und weint
Und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an.

„Mein Busen pocht,
Mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit. —
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwand' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Und ach, ich vertrau euch so gerne!“

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht!

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht.
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne:
Gerne gedenken deiner die Sterne!“ — —

Neben den Liedern Reichardt's lagen auch Hippels vielgesungene Lieder auf dem Klavier der Königin, und in dem Luiseblauen Buche der Großmutter wurde sein Lied:

„Hebe sieh' in sanfter Feier
Ruhet die schlummernde Natur?“ — —

ebenfalls als einer ihrer Lieblingsgesänge bezeichnet. —

In dem kleinen Garten, wo der Dichter einst geträumt, dinirte man, nahm an schönen Abenden den Thee und die Prinzen rösteten in einem Eckchen unter schattigen Bäumen, zu ihrem höchsten Vergnügen, Kartoffeln in der Asche. — Edle und geistvolle Männer schritten täglich über die Schwelle des Dichterhauses, das nun ein Königsheim geworden war, — Stein und Hardenberg, Professor Zeller, der Schüler Pestalozzi's, Professor Scheffner und Suvern, so wie der Oberkanzleirath Borowsky und viele ausgezeichnete Fremde suchten hier das verbannte Königspaar auf. Die Prinzessin Wilhelm erschien wie ein sanfter Stern, und die lebenswürdige Gräfin Dohna zu Finkenstein gehörte, so wie einige anmuthige Hofdamen, zu der täglichen Umgebung der Königin. An der Wiege der Jüngstgeborenen wurde wieder das süße Liedchen aus der Glückszeit von Parez gesungen:

„Schlafe mein Kindchen, es ruh'n'
Schäfchen und Vögelchen nun, — —“

und die schwergeprüfte Frau und Mutter versenkte sich in den klaren Himmel der Kinderaugen, — die Welt versank mit ihrem Kampf und Jammer — — die Königin war in ihrer Welt: in der Kinderstube. —

Eine interessante Frauenerscheinung betrat auch das Gärtchen des Königsberger Poeten und wandelte dort in ernstern Gesprächen mit der Königin Luise auf und nieder, Juliane von Krüdener, geborene Baronesse Vintzinghof, die geistvolle Kurländerin und moderne Prophetin, die spätere Seelenfreundin des Kaisers Alexander. Sie war damals eine Dame von etwa 42 Jahren und noch eine der bezauberndsten Frauen ihrer Zeit. — In der Beweglichkeit des Geistes und der Grazie ihres Wesens eine Französin, — war doch Paris der Schauplatz der größten Triumphe der Frau, — in der Leiden-

schaft des augenblicklichen Empfindens eine Russin, in dem Ernst des Denkens, in der Neigung der religiösen Schwärmerei aber eine Deutsche, riß sie Leben hin, den sie eben hinreißen wollte. Ihre zarte anmuthige Gestalt, ihr kindliches Gesicht, das sie so jugendlich erscheinen ließ, ihr schönes Haar, ihre sanfte Stimme erwarben ihr rasch die Sympathien der Männer wie der Frauen, und ihre Hinneigung zu den Armen, ihre Güte und Wohlthätigkeit erwärmte rasch das Herz der Königin für sie. Wer doch die Gespräche dieser beiden bevorzugten Frauen hätte belauschen und niederschreiben dürfen, welch tiefen Einblick würden wir vielleicht in diese Seelen gewonnen haben! — Da saßen sie in der kleinen Laube, durch deren Blätter die Sonnenstrahlen zitterten, und Juliane Krüdener las der Königin die wunderbaren Briefe ihres Seelenfreundes, Jung. Stilling in Karlsruhe, des begeisterten modernen Sehers vor. Wie Musik klang die Stimme Julianes, wie in Verzüdung leuchteten die großen Augen, — die kleine Hand bewegte sich in lebhaften Gesticulationen. — Und zurück gelehnt in einem Sessel, den schönen Kopf gegen das Laubwerk geneigt, ruhte die Königin Luise. Die zierliche Handarbeit, ein Kinderhäubchen, war ihren Händen entfallen, das holde Antlitz, mit seiner zarten Blässe und dem Ausdruck tiefen Leidens und rührender Ergebung, war der Lesenden zugewandt, deren feine Lippen eben jetzt von dem heiligen Frieden einer gläubigen Seele redeten. — Und draußen lag die Landschaft so still und sonnig, als ob nie Kriegeslärm über die Erde gezogen wäre noch jemals ziehen könne, — die Bienen summten eifrig um die Ranken und Blüthen des duftigen Weisblattes und frohes Kinderlachen, ein Gewirr melodischer Stimmen, wie aus einem Nest junger Vögel, tönte aus der Ferne herüber. — —

Und Juliane Krüdener war es, die eines Tages wie so viele Andere, die Enge des kleinen Gartens des Asyls der Königin beklagte. Da antwortete die Königin Luise heiter: „O ich habe noch einen viel größeren und schöneren Garten, um den mich die ganze Welt beneiden könnte, — ich will Sie dorthin führen, liebe Frau von Krüdener.“

„Aber wo liegt er denn?“ fragte erstaunt die elegante Frau.

Und mit leichten Schritten, schalkhaft zu ihr zurückblickend, ging die

Königin voraus, in das Dichterhaus und neben ihrem Wohnzimmer eine Thür öffnend, sagte sie freudestrahlend: „hier ist mein Prachtgarten!“ — —

Juliane Krüdener schaute erstaunt und gerührt auf eine Gruppe von spielenden und tanzenden Kindern von rosigster Frische, denen die Gräfin Voss sicher in diesem Augenblick leise seufzend wiederum, wie so oft in ihrem Tagebuche, das Zeugniß gegeben hätte: „sie machten einen argen Lärm.“ —

Noch eine kleine Geschichte wußte die Großmutter von der Königin Luise in Königsberg, um deren Wiedergabe wir unsere Mutter gar oft baten. — —

In einem der Häuser des Dorfes Huben wohnte eine Wittwe, eine brave, fleißige Wäscherin mit ihrem taubstummen, gelähmten Töchterchen, das sie mit rührender Sorge pflegte. Die Königin blieb oft auf ihren Spaziergängen voll tiefen Mitleids vor dem Korbe stehen, in dem das Kind reinlich gebettet lag, Blumen in den Händen, die das liebste Spielzeug der Kleinen waren. — Und sie legte mit ihrem herzerquickenden Lächeln einen Blumenstrauß oder eine andere kleine Gabe nieder auf die Decke. Die Augen des stummen Kindes schauten dann immer so dankbar und in wahrhaft verklärter Freude auf, wenn die Königin sich näherte, und die mageren kleinen Hände streckten sich ihr schon von Weitem entgegen. — Eines Tages aber fand die Königin das Mädchen nicht auf dem gewohnten Plage in der Thür des Hauses, und schickte sofort zu der Mutter, um Erkundigungen einzuziehen. Man brachte ihr die Nachricht, daß die Kleine erkrankt sei und sich auf das Entschiedenste weigere, eine, ihr für längere Zeit vom Arzte verordnete Medicin zu nehmen, — das Mutterherz aber sträube sich gegen die Anwendung der Gewalt, da alle Liebkosungen machtlos geblieben seien, und so werde das Kind wol sterben müssen. — — die Königin trat, kurze Zeit nachdem man ihr jene Botschaft überbracht, in das Stübchen der bekümmerten Mutter und an das Bettchen der Kranken. Ueber das blasse Gesichtchen des Kindes flog es wie Licht, — die Lippen versuchten zu lächeln. Auf die Bitte der Königin brachte die Mutter die bittere Arznei und den Löffel. Sanft richtete die Hand der hohen

Frau nun das Köpfchen der kleinen Dulderin auf, und blickte mit den Trost-
augen zärtlich in das verkümmerte Gesichtchen. — Da schlürfte denn das Kind
den herben Trank sofort ohne das geringste Zögern. — — Und viele Tage
lang trat nun jeden Morgen auf ihrem Spaziergang die Königin Luise in
das kleine, arme Haus und reichte dem Kinde, das lächelnd zu ihr auffah, die
Arzenei. —

Dann aber kam die Abreise des Königspaares nach Petersburg — noch
ein Besuch bei der kleinen Kranken, noch ein frischer Blumenstrauß in die
fieberheißen Kinderhände — und das Dichterhaus stand leer. — —

Von dieser Stunde an nahm das Kind den stärkenden Trank nicht
wieder — erwartungsvoll hingen die großen Augen jeden Morgen an der Thür
— aber sie öffnete sich nicht mehr, um jenen Trostengel einzulassen, den das
Kinderherz ersehnte. Da wendete es endlich den Kopf nach der Wand und
starb, still und sanft wie ein armer, kleiner, vergessener Vogel im Bauer
stirbt. — —

Die Herzen der Frauen und Mütter werden fühlen, wie alle diese
kleinen, mündlich überlieferten Züge zu dem Bilde jener Königin gehören,
die ihre Umgebung einen „Engel“ nannte. Wie viele ähnliche, die sie charak-
terisiren, mögen verloren gegangen und verweht sein im Sturme der Zei-
ten, welche Fülle von rührenden Begebenheiten jene vortrefflichen Bio-
graphien von Frau von Berg, Bischof Eylert, Ewald, so wie die Aufzeich-
nungen der Gräfin Voß und Anderer auch gebracht. Ich freue mich, daß
ich dieses Bildchen festhalten konnte und durfte, das in die Tage von
Königsberg und Huben gehört, — und das mit jenem denkwürdigen blauen
Liederbuche zusammenhängt, das einst vor mir lag. Die Jahreszahl 1808
stand über dem melancholischen Liede:

„Im Windsgeräusch
In stiller Nacht.“ — —



HOHENZIERITZ.



"WENN ICH EINMAL SOLL
SCHEIDEN"

Litografische Kunstanstalt v. L. Baumann & Co. Düsseldorf.

Siebentes Blatt.

Schloß Hohenzieritz.

Motto:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir —
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.“ —

Sebastian Bach.

 Zwischen jenes Dichterauf des Dorfes Huben bei Königsberg und der letzten heiligen Erinnerungstätte; dem Sterbezimmer im Schlosse von Hohenzieritz, drängt sich noch eine Fluth von abwechselnd ernsten und glänzenden Bildern. Sie steigen auf mit den Namen: Memel und Tauerlacken, Tilsit, Petersburg und Berlin. — —

Die Gräfin Bosh schreibt in ihr Tagebuch am 8. Januar des Jahres 1807:

„Um 11 Uhr kamen wir am Haff an, stiegen in ein Boot und waren um 1 Uhr in Memel. Die Königin kam ganz zu Wagen und deshalb etwas später. Da kein Sessel da war, um sie aus dem Wagen die Treppen hinauf zu tragen, so trug sie ein Bedienter auf dem Arm, was mir weh that mit anzusehen. Sie war leidlich wol durch Gottes Gnade und wir

legten sie auf ein Sopha. Sie wohnt in denselben Stuben, in denen sie vor fünf Jahren wohnte. Ach! welch ein Unterschied zu damals, als der Kaiser hier war und wir so herrliche Tage mit ihm verlebten. Die königlichen Kinder aßen mit uns und machten einen ganz furchtbaren Lärm; Niemand sagte ihnen etwas.“ — — —

Im Gedanken an Memel, wo die königlichen Kinder unter den Augen der Mutter, trotz aller Wolken am politischen Himmel nach echter Kinderart im ewigen Sonnenschein der Jugend spielten, sehen meine Augen die Königin Luise an einem einfachen Schreibtisch, über jene Blätter geneigt, die ihre Hand beschreibt. Dann und wann mag sie wol die Feder niedergelegt haben, um jenem fröhlichen „furchtbaren Lärm“ beglückt zu lauschen, der aus dem Nebenzimmer zu ihr dringt und der ihren Ohren die köstlichste Musik ist, oder sie erhob sich, um eines der Kleinen zu herzen, das eben zu ihr hereinkam. — An jenem Schreibtisch eben entstand eine Perlenkette der schönsten Briefe, deren Abschrift in das literarische Schmuckkästchen jeder deutschen Frau gehören dürfte. — Es sind Herzensergießungen der Königin an ihren Vater. — Und die Perle unter diesen Perlen ist wol jener Brief vom Frühjahr 1808, wo sie schrieb:

Bester Vater!

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistigglücklich.

Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein als der König. — Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gefehrt wiederholentlich: „das muß auch

bei uns anders werden.“ Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden; das verbürgt mir der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit und er ist nur politisch, das heißt klug, und richtet sich nicht nach den ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen wie sie nun eben sind. Dabei besleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung und wer nicht Maaß halten kann, der verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinstirben. Wie Gott will, Alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die

tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden. —

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich besinde mich wol dabei; entschuldigen Sie mich aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend zu mir: „du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngstes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir so miteinander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wolsten, wenn wir beisammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glücks, welches Keinem

auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlichster Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich vom Könige gelernt, mag ich nicht davon sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist. —

Unser Sohn Wilhelm, erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle, wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch immer in meinen Mann verliebt. — Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgiltig geht sie einher: hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde, — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch wol Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wol und Weh Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist,

wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschniegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlagen zum Satyrischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise, möchte sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernstesten Angesicht ihres Vaters und an der Behmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wolthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem hineinschließenden Gebete, daß er sie segne, und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisire ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht blos für das physische Wol meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere freimüthige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, bestärkt darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen

was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glücklich sein. —

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise.“ — —

— Den winterlichen Ernst der Zeiten in Memel durchweht trogalledem die Frühlingsluft fröhlicher Festtage für die königlichen Kinder, die zärtliche Mutter sorgte für ihre schuldblosen Freuden trotz des eigenen schweren Kummers. Man feierte in Memel zunächst den Geburtstag der damals vierjährigen Prinzessin Alexandrine, deren Augen entzückt einem glänzenden Halsband von Bernstein entgegenlachten, das man ihr besoherte. — Auch die wehmüthige Feier des 10. März, des 31. Geburtstags der Königin, fällt in den Aufenthalt in Memel, wo die Stadt illuminirt war. — Wie oft tanzten die königlichen Kinder in den Zimmern der Königin, bei den Klängen eines Klaviers, und durften ihre Spielgefährten dazu einladen und die königliche Mutter vergaß alles Leid, als Zuschauerin dieser harmlosen Freude. Von einer andern Geburtstagsfeier am 22. März berichtet die Gräfin Voss:

„Geburtstag des kleinen Prinzen Wilhelm; König und Königin gingen früh schon zu ihm in seine Wohnung; ich schenkte ihm einen großen Krug. Wir aßen ihm zu Ehren im großen Saal mit Radziwill's, der Herzogin von Württemberg, Coburg, allen Prinzen, den Officieren der Garde du Corps, dem Prinzen von Oranien und allen Herrschaften.“ —

„Und doch“ — schreibt die treueste, warmherzige Freundin der Königin, die edle Frau von Berg, „gab es bei ihrem Aufenthalt in Memel Zeiten, wo beim Mangel an baarem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb. Die Mittagstafel war in so hohem Grade einfach und frugal — daß Alle, welche zugezogen wurden, versicherten, man habe zu dieser Zeit an bürgerlichen Familientischen besser gespeist. Und sie, die früher umgeben von Pracht, Reichthum und Herrlichkeit, in glänzender Umgebung, im prächtigen Rittersaale des alten königlichen Schlosses, an Tafeln

des Ueberflusses gespeist, saßen nun in beschränkten Zimmern an Tischen, welche die Mäßigkeit gedeckt hatte, genügsam und zufrieden da, und das Wenige und Einfache schmeckte von irdenen Schüsseln und Tellern eben so gut, als früher von goldenen. — — Das zum Inventarium des königlichen Haushaltes gehörige kostbare, ganz goldene werthvolle Tafelgeschirr, ein reiches Erbstück glücklicher, mächtiger Ahnherren, ließ der König, sobald Geldnoth eintrat, in Silber-Courant verwandeln, nicht, was doch in persönlicher eigener Noth wol das nächste gewesen wäre, zu seinem eigenen Privatgebrauche und Vortheil, sondern um Zahlungen für das Land und die schwer gedrückten Unterthanen zu leisten.“ — —

An die Erinnerungsstätte Tilsit knüpft sich zunächst der Name Napoleon I: hier begegnete die deutsche Frau und Königin zuerst dem fremden Kriegsherrn und Herrscher. Waren doch in der Umgebung des Königs in Memel Stimmen laut geworden, die es offen aussprachen, daß einzig und allein eine persönliche Vermittelung der Königin Luise dem deutschen Volke noch Heil zu bringen im Stande sei, und die sie beschworen, dem Vaterlande das Opfer einer Zusammenkunft zu bringen. Sie erklärte sich denn auch bereit, den Kaiser zu sprechen, mit welchem inneren Widerstreben zeigt eine rührende Stelle ihres Tagebuchs. Vor ihrer Abreise nach Tilsit, am 3. Juli Abends, schrieb sie die Worte nieder:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. — Höflich und artig gegen ihn zu sein wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ — —

— Sobald die Königin in Tilsit angekommen, empfing sie den Besuch des französischen Kaisers. — Die Gräfin Voß berichtet in ihren interessantesten Aufzeichnungen, in ihrer Erregung:

„Am 6. Juli.

Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Uwaroff, Benigson und Mantuffel kamen dann zur Königin, sie behielt sie lange bei sich. Um 4 Uhr

fuhren wir fort mit einer Escorte der Garde du Corps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon; ich empfing ihn mit der Gräfin Tauenzien am Fuße der Treppe. Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht, dabei ist er corpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus wie die Inkarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine Conversation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Resultat derselben war. Gott wolle geben daß es zu Etwas hilft.“ — Interessant ist dieser Mittheilung gegenüber das Urtheil einer andern deutschen Frau, der Fürstin Pauline zur Lippe Detmold, über den Kaiser. — Sie schilderte ihn in ihren Tagebüchern und Briefen von ihrer Reise nach Paris, Ende des Jahres 1807, folgendermaßen.

„Der Kaiser kam ohne Hut in seiner sehr einfachen blauen Uniform mit rothem Kragen schnell mir entgegen, beugte sich ein wenig und blieb, nachdem die Marschallin Rey ihr: „S. A. S. Madame la Princesse de la Lippe“ ausgesprochen hatte, schweigend vor mir stehen. Ich dankte ihm für die Aufnahme meines Hauses in den Rheinbund, und er erwiderte, langsam und deutlich accentuirt:

„Je suis charmé d'avoir pu faire quelque chose d'agréable à Votre Altesse“ — und nun folgte nachstehendes kurze Gespräch:

„Quel âge a Votre fils?“

„Onze ans, Sire.“

„Ah! Comme Vous avez encore à régner! Est il avec Vous?“ —

„Non Sire, la saison avancée m'a empêché d'ammener mes enfans, mais je me flatte que, des quelques années, je serai les présenter à Votre Majesté.“

„Vous avez eu l'Imperatrice à Mayence?“

„J'ai eu le bonheur!“

„Elle m'a beaucoup parlé de Vous et de vos enfants.“ — —

„Quelle est la population de Votre pays?“

„70,000 âmes, Sire.“

„A combien Votre contingent est il fixé?“

„A 500 hommes.“

„Il n'a pas fait la campagne?“

„Je demande pardon à Votre Majesté, il a fait la garnison de Hameln.“ — —

— Wir machten nun gegenseitig unsere Verbeugungen auf das Neue und spazierten rückwärts zu Thüre hinaus, was bei den langen Schleppen eine üble Operation blieb. Ich hatte ihn also nun zum erstenmale gesehen, den großen Welteroberer und das Bild seines Neußeren meiner Fantasie eingebrückt; es war anders, als ich mir es nach so vielen Darstellungen gedacht hatte; ein einziges Bild aus der letzten Zeit, mit dem Gut, gleicht, und das erklärt sich sehr gut, weil der Kaiser erst in der letzteren Zeit stark wurde. Er scheint kleiner als er ist, weil sein Schulterbau breit ist; er hat einen kleinen Anfaß zur Korpulenz, sein Gesicht ist bräunlich kolorirt, aber er sieht gesund, stark und ausnehmend fest, auch körperlich, aus. Man sieht es, daß diese Gesundheit durch Abhärtungen und Fatiguen jeder Art gestählt ist; sein Auge faßt und ergreift; er ist gewöhnlich ernst, doch lächelt er oft, kann auch sehr freundlich aussehen, seine Stirn ist breit, sein Profil regelmäßig. Mehreren Büsten des August's, besonders eine im Museo du Louvre gleicht Napoleon auffallend. Seine Sprache ist etwas heiser, sein Organ nicht voll Wollaut, aber er spricht deutlich, langsam, accentuirt scharf, und man hört gleich, daß ihn nicht Frankreich gebar.“ — — Dies sagt die Fürstin Pauline, die Königin Luise dagegen vergleicht den Kopf des Imperators mit der antiken Büste des Nero. — Bischof Eylert erzählt:

„Es war am zweiten Pfingsttag 1810, als der König und die Königin, froh und heiter, dem äußeren Anscheine nach gesund, an einem schönen Frühlingstage, in seinem milden Lichte sich sonnend, auf dem großen Pla-

teau vor Sanssouci auf und abgehend, in der dort befindlichen Vertiefung die antiken Büsten der Römischen Kaiser, auf einem hohen Piedestal nach ihrer Eigenthümlichkeit stehend, solche sinnend ansahen und die Königin sagte: „Haben Sie wol die Römischen Kaiser darauf angesehen — und denjenigen herausgefunden, der in seiner Physiognomie die meiste Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon, dem gewaltigen Mann unserer Zeit, hat?“

Der König lächelte bitter, und da ich nicht gleich die Antwort hatte, fuhr die Königin fort: „Kommen Sie mal auf diese Stelle und sehen die Büste des Kaisers Nero im Profil an; Sie werden eine frappante Aehnlichkeit mit ihm, dem Wunderbaren finden; nur sein Mund und seine Lippen sind weniger gekniffen und schöner.“ — —

— Thiers, der geistvolle, klar blickende Geschichtschreiber, sagte von dieser denkwürdigen Zusammenkunft:

„Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, der es sich angelegen sein ließ, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort ent schlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können.“ —

In Tilsit wurde das schöne denkwürdige Wort von der Königin gesprochen, als Antwort auf die Frage des Imperators: „Aber wie konnten Sie Krieg anfangen mit mir?“ —

— — „Sire, dem Ruhm Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben!“ — —

Dem Könige gegenüber gestand Napoleon: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele, bei so vielem Unglück,“ — von der Königin aber sagte er: — — „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, und ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden!“ — —

— Und trotz alledem war diese Zusammenkunft erfolglos — — am 9. Juli wurde um Mitternacht zu Tilsit jener Friede unterzeichnet, der den König um die Hälfte seines Landes brachte und der Königin das Herz brach. — — —

Tauerladen — die kleine Erinnerungsstätte aus trüber Zeit, trägt wiederum den Charakter einer Idylle, wie der Aufenthalt im Dorfe Huber, — wo man häufig im Garten den Thee nahm, vor den Thüren saß und in ländlicher Einsamkeit spazieren ging. —

Die liebliche Gestalt der Prinzessin Wilhelm schwebt hier in all ihrem melancholischen Reiz vorüber, wie eine Fluth von bedeutenden Erscheinungen, Männer und Frauen aus allen Landen. —

Eine erfrischende Luft wehte grüßend vom Meere herüber, und die Wellen rauschten: „Geduld — Geduld — dein Leid wird zerrinnen wie die Welle zerrinnt.“ — — —

Die Reise des preussischen Königspaares nach Petersburg läßt die nordische Stadt der Wunder und Kontraste vor unsern geistigen Augen erstehen, die Stadt der Paläste und Hütten, in der Pracht der weltberühmten Newsky-Perspective, der Kirchen und Brücken, und dem bezaubernden Märchen des Winterpalastes mit der Schöpfung der großen Kaiserin Katharina, der Eremitage. — Neben der edlen Gestalt des Kaisers Alexander I. ist die schöne deutsche Königin in jenen Prachtgemächern. Während aller jener Feste, die man ihr zu Ehren veranstaltete, durchwandelte sie die Gemächer, deren Wände mit Kristall-Prismen überzogen, wie von funkelnden Tropfen bethaut schienen, hinter denen zahllose Kerzen brannten. Ihre Goldseligkeit erblühte wie eine blasse Rose unter all den fremdartigen, farbenprächtigen, funkelnden Schönheiten der damaligen Zarenstadt. Aus den engen Räumen der Wohnung in Memel sah sich die Königin in die glanzvollsten feenhaftesten Säle versetzt. Sessel und Ottomanen mit weißen, goldgestickten und rosenrothen Atlaspolstern, goldene Tische mit Mosaikplatten von bezaubernder Farbenpracht und Zeichnung, Niesen-Vasen von Lapis Lazuli und Malachit oder Marmor, mit frischen Rosen, Veilchen und Schneeglöckchen, trotz des starren Winters, gefüllt, — Alles nur für den Aufenthalt einer Beherrscherin eines Feenreichs passend. — Die sanfte, schüchterne, schlanke Kaiserin Elisabeth, neben der imponirenden Kaiserin-Mutter, wetteiferte mit ihr an Aufmerksamkeiten für ihren königlichen Gast. Eine Ehrengarde der vornehmsten und schönsten Frauen war der Königin Luise beigegeben. —

Voll Entzücken saß die deutsche Frau oft stundenlang in jenen stillen herrlichen Räumen der Eremitage, wo die Marmorbüsten großer Dichter und Denker auf den Reichthum der dort aufgehäuften Geisterschätze herabschauten, oder in den weiten Hallen voll von Statuen und Gemälden unsterblicher Meister aus allen Ländern und Zeiten. — Und wie viel Seltsames brachte der russische Winter für die Königin, und trotz ihres schweren Herzens freute sie sich daran. —

— Da waren die dichten, kleidsamen und schützenden Pelzummhüllungen, der schönste Rahmen für reizende Gesichter, — da waren abendliche Schlittenpartieen mit Jackeln, da drängten sich die märchenhaftesten Feste, da wogte buntestes Leben hin und her auf den Straßen, mit freundschaftlichen Schneereibungen und erfrorenen Nasen. — Und wie wunderbar erschien solch ein Petersburger Wintermarkt für die Fremden!

Da erhoben sich Berge von Fischen, Wild, Geflügel und Rindvieh — da zogen sich Hügelreihen von Eiern und Buttermassen hin, die alle wie durch den Spruch eines mächtigen Zauberers zu Stein erstarrt ausfahen. Die Fische, in durchsichtige Eismäntel gehüllt, erschienen allein noch wie lebend in ihrem Elemente, aber die armen Vögel und andere Thiergeschöpfe hatten Federn und Haare verloren und schienen in ängstlicher Hast in einander gefroren zu sein, in ein unlösbares Chaos sich verwickelnd, wie um sich zu retten vor dem Todeshauch der vernichtenden Kälte. Wie in Dornröschens Schloß war Alles erstarrt. — Kamen nun Käufer, so trennte das scharfe Beil des Verkäufers mit mächtigen Hieben die verhandelte Waare von dem ungeheuren Haufen los, daß oft die Splitter weit umhersflogen. Aus den entferntesten Gegenden des Reichs wurden Schlitten mit Lebensmitteln auf jenen großen und berühmten Wintermarkt von Petersburg gebracht und dort verkauft. — Es war ein interessantes, unvergeßliches Bild, die frappirendste Mischung von buntem Leben und der schauerlichen Starrheit des Todes, von Ruhe und fieberhafter Beweglichkeit, — ein betäubendes Rufen und Schreien, Singen und Lärmen, dabei ein Durcheinander der verschiedensten Sprachen und Nationalitäten, wie wol nirgends auf der Welt: —

Das war die „Abundantia“ der Erinnerungsstätte des Wintermärchens der Königsfamilie in Petersburg. — —

Ein glanzvolles Bild anderer Art entrollt sich bei dem Namen Berlin, — — der Glanz strahlender Augen und Freudenthränen, die das schwergeprüfte heimkehrende Herrscherpaar begrüßten, die glücklichen Gesichter der zahllosen Getreuen, die ihren König und ihre Königin empfingen. — Und doch kehrte die Königin Luise schweren Herzens heim und schrieb in banger Ahnung folgende Worte nieder:

„So werde ich denn bald wieder in Berlin sein, und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird bei dem Gedanken ganz bekommen vor Freude und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden.“ — —

— Der ganze lange Weg in die Heimat gestaltete sich zum Triumphzug, und am 23. Dezember, in demselben Wagen, der an diesem Tage vor 16 Jahren zwei jugendliche, strahlende Bräute in die Residenz geführt, hielt die tiefbewegte Königin an der Seite des Königs ihren Einzug in Berlin. „Es war,“ so berichtet ein Augenzeuge, „ein schöner Wintertag, als die Straßen Berlins, gefüllt von denen waren, welche ihren König und ihre Königin erwarteten. Das Militär und die Bürgergarde hatte vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse hin Spalier gezogen, und ein frohes Volk, unendlich zufriedengestellt, jubelte in den Straßen umher. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags verkündigten Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken, daß Friedrich Wilhelm und Luise sich den Mauern Berlins näherten, und bald hörte man das tausendfach wiederholte Lebehoch des Volkes.“ — — —

— Nach den unendlich aufregenden Tagen der Heimkehr zogen noch glückselige stille Tage herauf und — vorüber, in Potsdam, Pareß und Charlottenburg. — —

Von der Feier des zehnten März schreibt die Gräfin Voss:

„Große Geburtstagsfeier unserer theuren Engelskönigin. Ich ging schon früh hinauf in ihr Zimmer und legte ein Medaillon mit den Monatssteinen des

Königs und aller königlichen Kinder auf ihren Tisch. Die ganze Familie kam zum Déjeuner, dann war großes Diner und Abends Cour und Ball im weißen Saal, der überaus schön und glänzend war. Man soupirte an kleinen Tischen in der Bildergalerie und ich spielte mit der Prinzess von Dranien, St. Marjan und Wittgenstein.“ — —

— Und vielleicht war es mitten im Geräusch der Ballmusik, mitten im Gewirr der festlich geschmückten Gestalten, als die Königin die melancholischen Worte aussprach: „Mir ist es so, als wäre es das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag feiere. Ich bin dankbar für alle Beweise der Liebe und Theilnahme, aber ich weiß nicht, wie es mit mir ist, ich kann mich nicht mehr so freuen wie sonst.“ — —

Die schwer erschütterte Gesundheit der Königin, die immer häufiger auftretenden Brustkrämpfe, erregten jetzt die lebhafteste Besorgniß der treuen Freunde und des treuen Arztes. — Die Blässe ihres schönen Gesichts, der tief schwermüthige Blick der wunderbaren Augen rührte und beängstigte ihre Umgebung. Mit allgemeiner Freude wurde daher der Wunsch der Königin begrüßt, ihren Vater, den Herzog, in seiner Residenz Strelitz zu besuchen, man hoffte von dieser Reise viel Gutes, die Freude des Wiedersehens aller Ihrigen mußte die Kranke erheitern und zerstreuen, die Luftveränderung sicher wolthätig auf ihre Gesundheit wirken. —

In dem blauen Liederbuche der Großmutter stand der Bach'sche Choral:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir —
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.“ — — —

und darunter die kurze Notiz: — „von der Königin Luise zuletzt gesungen, am Abend vor ihrer Abreise nach Hohenzieritz, den 24. Juni 1810.“ — — —

Am Morgen der Abreise selbst war die Königin heiter — aber als sie sich der Grenze ihres Landes näherte, überschattete eine namenlose Traurigkeit ihre Seele. — — Zu den Kindern, die daheim geblieben, flogen Herz und Gedanken.

Und da taucht sie vor mir wie aus Wolken auf, jene heilige Erinnerungsstätte: das stille Schloß Hohenzieritz mit dem mattenleuchteten Sterbezimmer der Königin. —

Von dem Einzuge dort erzählten Großmutter und Mutter eine kleine traurige Geschichte. — Die geliebte Großmutter, die Landgräfin von Hessen, die Beschützerin ihrer Jugend war es und die theure Schwester Friederike Solms, die nach der Ankunft in Hohenzieritz die Königin in den Garten führten. „Zur Erinnerung an deine Freuden in Broich,“ sagte die ehrwürdige Frau lächelnd, und die Prinzessin umschlang zärtlich die Schwester. — Da waren Kinder aufgestellt, große und kleine, aus allen Ständen in ihren besten Kleidern, und die bunte Schaar der Mädchen und Knaben drängte sich nun jubelnd zu den Frauen hin. Furchtlos in das mütterliche schöne Antlitz schauend, das sich zu ihnen neigte, streuten sie der Königin die Blumen vor die Füße oder reichten sie ihr entgegen. Immer und immer wieder mußte sie die Hände ausstrecken, und bald breitete sie lächelnd die Falten ihres blauen Shawls aus, um die Fülle der duftenden Gaben zu bergen. — — Als der Sturm des Andrangs endlich nachließ, da bemerkte die Königin einen kleinen Knaben auf Krücken, der still weinend von Ferne stand, mit seinen Sträußchen, und sich nicht in das Getümmel der glücklichen Gefährten wagte. Da schritt die Königin rasch durch das Gewühl der kleinen Gestalten auf den Einsamen zu, beugte sich zu ihm nieder, redete ihm gütig zu, bis er lächelte, nahm dann dankend den Strauß aus der Kinderhand und befestigte ihn an ihrem Gürtel. — —

Als man nachher die Kinder auf den Wunsch der Königin bewirthete, blieb der kleine Gelähmte der Gegenstand ihrer zärtlichsten Aufmerksamkeit, — — wie Sonnenlicht fiel es in sein armes Leben. — — Am späten Abend aber sagte die Prinzessin Solms plötzlich erschrocken: „wer hat dir diese Blumen gegeben, Luise, — du darfst sie nicht tragen! Es sind ja Immortellen — — Todtenblumen!“ — —

Als ich vor kurzem das Schloß Braunsfels besuchte, und in den schönen, altdeutschen Gemächern des Prinzen Albrecht, zwischen zwei uralten Crucifixen, im zitternden matten Licht farbiger Glasfenster, eine Doppelstatuette der beiden Schwestern Luise und Friederike sah, — stieg die Erinnerung an jene kleine Geschichte wieder in mir auf, und ich meinte, so müßten sie damals neben einander gestanden haben, als die Kinder sich herandrängten.

Wie eine Madonna, an eine bekannte schöne Nürnberger Statue der Himmelskönigin erinnernd, in faltiger, edel niederfließender Gewandung, den schönen, emporgerichteten Kopf von Schleiertüchern umhüllt, stützt sich hier die Königin auf die leicht geneigte kleinere, reizvolle Schwester, die fröhliche Gefährtin ihrer sorglosen Jugendzeit. Blumen vor ihre Füße. — — —

Verklärt von innerem und äußerem Glück waren jene letzten Tage in Strelitz und Hohenzieritz, die dem Scheiden vorangingen, und eben dieser strahlende Sonnenschein liegt in unvergänglichem Goldglanz auf jenem Blättchen, das die Königin, nach der Ankunft des Königs, am Arbeitstisch ihres Vaters scherzend mit den Worten beschrieb:

„Mon cher père!

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux.

Neustrelitz, 28. Juin 1810.

Luise.“

Noch einmal zeigte sich die Königin im Glanze eines Festes in ihren Lieblingsfarben, weiß und blau, und trug zum letzten Mal ihren kostbaren Perlen schmuck. — —

Wie schön sie war, — aber schön wie eine Verklärte in ihrer durchsichtigen Blässe und dem Ausdruck träumerischen Glücks.

Eine der Damen bewunderte die Perlen der Königin, — — „ich liebe sie auch sehr,“ antwortete sie, „und habe sie zurückbehalten als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen!“ — —

— — Und nun brachen sie an, die dunkeln Tage und Nächte des letzten Erdenkampfes und der letzten Erdennoth:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir —
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.“ — —

Ihre letzte Erdenfreude war der Anblick ihres Gatten und ihrer Kinder.
— „Mein Fritz, mein Wilhelm! das war der letzte Jubelruf des treuesten Mutterherzens. —

Es war am Donnerstag um die neunte Morgenstunde des 19. Juli 1810 als der Todesengel sich dem Schmerzenslager der königlichen Dulderin nahte. — Der König war allein bei der Kranken geblieben, als die Brustkrämpfe von Neuem und sehr heftig ausstraten. Er rief die Aerzte herbei, — alle menschliche Hülfe wurde geleistet — — vergebens. — — Als Heim sie bat, die Arme höher zu legen, zur Erleichterung, versuchte sie es einen Moment — ließ dann aber ermattet die Arme sinken und seufzte: „ach, mir hilft nichts mehr als der Tod!“ —

Der König saß am Bett und hielt die rechte Hand der Sterbenden, die geliebte Jugendgefährtin, die Prinzessin Friederike Solms, kniete neben ihr und hielt die Linke, das Haupt der Königin ruhte an der Brust der langjährigen treuen Freundin und Dienerin, Frau von Berg. — Den Hintergrund des Zimmers füllten die Gestalten der Herzoglichen Familie, — die ehrwürdige Landgräfin im heißen Gebet, der tiefgebeugte Vater, die weinenden Geschwister und die erschütterten Aerzte. — —

Zehn Minuten nach 9 Uhr sank das schöne Haupt sanft zurück, die Sterne der Augen verschwanden hinter den verhüllenden Lidern, leise beteten die Lippen: „Herr Jesu mach' es kurz“ — — — und Alles war vorüber. — —

„Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.“ — — —

Ihr letzter Hauch rief den himmlischen Helfer: — er kam und erlöste die reine ringende Seele.

Mit Blumen geschmückt erscheinen alle die geweihten Stätten der Erinnerung an die königliche Frau, — über dieser legten aber, dem Sterbelager, schwebt eine Krone. — Es ist nicht das Zeichen einer vergänglichen, irdischen Herrlichkeit, nein, jener höchste, ewig leuchtende Schmuck, den der Herr nur denen verheißt hat, die:

„getreu sind bis in den Tod,“ —
wie — unsere Königin Luise. — —



